

Adalbertus

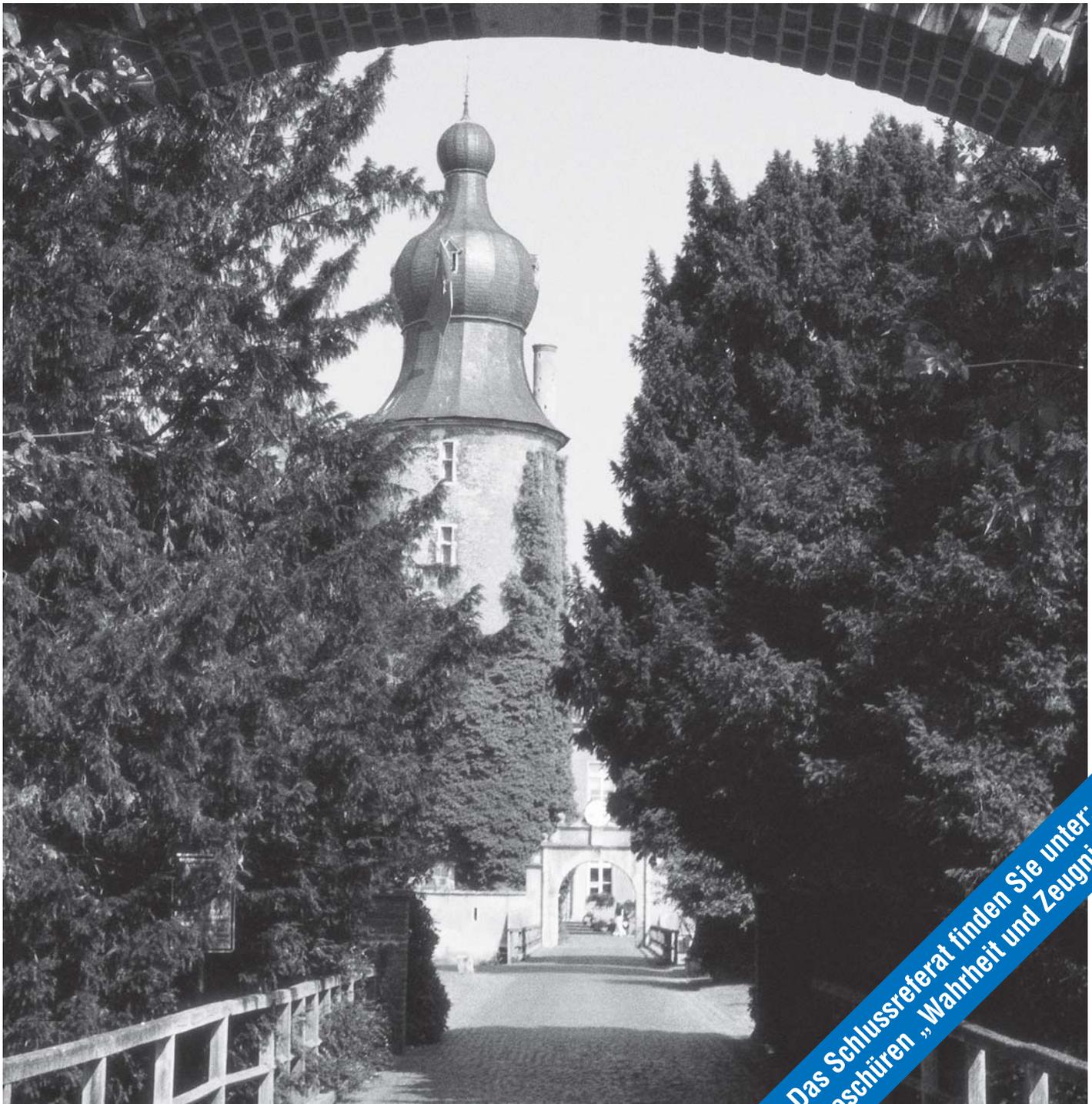
zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.
bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend
katholische jugend aus danziger familien

forum



Das Schlussreferat finden Sie unter:
Broschüren „Wahrheit und Zeugnis“

INHALT

Gerhard Nitschke 1945–1995: Erinnerung bewahren – Zukunft gestalten	Seite 2
Zur Rehabilitierung Bischofs Dr. Carl Maria Splett	Seite 2
Grußworte zum 49. Gementreffen	Seite 3
Andrea Gawrich „1945–1995 – Facetten eines Gedenkjahres“ Zum Referat von Herbert Werner	Seite 3
Georg Domansky Erinnerung und Gegenwart – Zerstörung und Wiederaufbau Danzigs <i>Deutsche und polnische Zeitzeugen berichten</i>	Seite 5
Ingrid Neudeck Die Juden in Danzig – ein historischer Rück- blick <i>Zum Referat von Dr. Peter Letkemann</i>	Seite 7
Gerhard Nitschke Der Synagogenschatz aus Danzig <i>Zum Lichtbildervortrag von Winfried Derow</i>	Seite 8
Bewältigte Vergangenheit – Leben und Schicksal eines Danziger Juden <i>Bericht von Max Danziger</i>	Seite 9
Winfried Derow / Viola Nitschke Danziger der polnischen, deutschen und jüdischen Volksgruppen – Parallelen in Leben und Schicksal <i>Gesprächsforum</i>	Seite 10
Christel Gollmann 1945–1995: Nichts gelernt aus der Geschichte? <i>Zum Referat von Prof. Dr. Rudolf Grulich</i>	Seite 12
Monika Wienhold-Quecke Eine Brücke bauen zu den Kindern der Welt <i>Das Kinderprogramm</i>	Seite 13
Viola Nitschke Kulturelle Veranstaltungen	Seite 14
Adalbert Ordowski Klein aber fein – Das Jugendprogramm	Seite 15
Zum Lobe Gottes	Seite 16
Nachrichten – Veranstaltungen	Seite 16

ZUM TITELBILD

Über drei Brücken führt die Auffahrt zur Wasserburg Gemen im Münsterland, auf der sich zum 49. Mal Danziger Katholiken trafen und ein „Stück Heimat“ fanden.

50. GEMENTREFFEN VOM 3. BIS 8. JULI 1996

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend,

Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

Redaktion: Gerhard Nitschke,

Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf,

Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService,

An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf,

Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.

Für Mitglieder ist der Bezugspreis im

Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 12,- DM je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 1519 66-435

1945–1995 ERINNERUNG BEWAHREN – ZUKUNFT GESTALTEN

50 Jahre nach dem Ende des II. Weltkrieges stand das 49. Gementreffen in besonderem Maße im Zeichen der Begegnung und des Dialogs zwischen ehemaligen und heutigen Bewohnern Danzigs. Ein Fünftel der ca. 150 Teilnehmer des Treffens waren polnische Gäste, die aus Danzig nach Gemen gekommen waren, um ein Programm zu erleben und daran mitzuwirken, das bewußt die große Thematik des Jahres 1995 in Deutschland und der Welt aufgriff.

Nicht wehmütiges Erinnern und Beharren in der Vergangenheit waren dabei Grundlage der Überlegungen auf der Tagung, sondern – aus der Erfahrung der Vergangenheit – das gemeinsame Bemühen um die Mitgestaltung einer Zukunft, in der Gleiches wie vor 50 und mehr Jahren nicht wieder geschehen darf.

Das *adalbertusforum* bringt in dieser Ausgabe die Berichte von den einzelnen Veranstaltungen als Zusammenfassung; das Schlußreferat jedoch ist als Beiheft im Wortlaut beigefügt. In der Nachfolge der Gedanken, die Prof. Manthey schon vor mehr als 20 Jahren uns in Gemen vorgetragen und auch als Buch veröffentlicht hat, wies Prof. Hossfeld noch einmal den Spannungsbogen zwischen der irdischen und ewigen Beheimatung des Christen in eingehenden bibeltheologischen Überlegungen

auf, ein Vortrag, den es sich lohnt, nochmals intensiv nachzulesen.

Wie 1994 konnten wir unter den Gästen aus Danzig wieder die Vorsitzenden der „Gesellschaft Polen-Deutschland“ und des „Bundes der deutschen Minderheit“ mit einer Reihe von Mitarbeitern begrüßen, von denen einige schon mehrfach in Gemen dabei waren. Die dadurch schon vorhandene Vertrautheit des Umgangs miteinander machte während der Tagung eine Gemeinschaft möglich, deren Basis einerseits der gemeinsame Glaube, andererseits das Bewußtsein war, in Danzig eine gemeinsame Heimat zu haben.

Am Ende des Treffens sagte Prof. Januszajtis in der Festlichen Stunde in einem Abschiedswort: *„Wir sind hier Gäste; Sie sind keine Gäste in Danzig, sondern eingeborene und rechtmäßige Bürger Ihrer Heimat. Sie haben Ihre Heimat hierhin mitgebracht, ein Stück dieser Heimat. Und wenn wir hierherkommen, wir Polen, die wir – die in Danzig geboren sind – auch rechtmäßige Bürger von Danzig sind, dann finden auch wir hier ein Stück unserer gemeinsamen Heimat. Dies ist jetzt das 49. Treffen in Gemen. Im Jahre 1996 werden wir – und ich hoffe zusammen – das 50. Treffen hier begehen. Und im Jahre 1997 haben wir noch eine große gemeinsame Feier: 1000 Jahre der Mission des hl. Adalberts, Ihres und unseres Patrons, und wir müssen uns etwas Gemeinsames ausdenken, um es zum Feierlichsten zu machen.“*

Das Gementreffen 1995 führte Polen und Deutsche, ehemalige und heutige Danziger, einen großen Schritt auf dem Weg der Verständigung näher zueinander. Die nächsten Schritte sind vorgezeichnet, wir sollten sie beherzt gemeinsam weitergehen.

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender der Adalbertus-Werke e. V.

Zur Rehabilitierung Bischofs Dr. Carl Maria Splett

Während des 49. Gementreffens wurde von der Jahreshauptversammlung des Adalbertus-Werkes einstimmig die nachstehende Erklärung verabschiedet, der sich auch die Adalbertus-Jugend angeschlossen hat. Der Text in der jeweiligen Landessprache wurde allen Diözesanbischöfen in Deutschland und Polen – ebenso den Apostolischen und Kanonischen Visitatoren und dem Vertriebenenbischof – zugesandt.

ERKLÄRUNG

**An die Hochwürdigsten Herren
Erzbischöfe und Bischöfe
in Deutschland und Polen**

**Sehr verehrte Eminenzen und
Exzellenzen!**

Die auf der Burg Gemen bei Borken in Westfalen zum 49. Jahrestreffen von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend versammelten Danziger Katholiken bitten die deutschen und polnischen Bischöfe herzlich und eindringlich um intensive Bemühungen um die Rehabilitierung des unter kommunistischer Herrschaft 1946 in Polen zu Unrecht verurteilten 2. Bischofs von Danzig, Dr. Carl Maria Splett.

Sie unterstützen damit einhellig die seit 1990 zunehmenden Anstrengungen ihres

Apostolischen Visitators, Prälat Johannes Bieler, in dieser Angelegenheit.

Wir freuen uns, daß auch in Polen immer mehr die Erkenntnis wächst, daß Bischof Dr. Splett schuldlos war, wie ein vor wenigen Wochen in Danzig erschienenes Buch des Pfarrers der Marienkirche, Prälat Stanislaw Bogdanowicz, erweist.

50 Jahre nach Ende des II. Weltkrieges und 5 Jahre, nachdem auch in Polen Freiheit herrscht, ist es endlich an der Zeit, den schwerwiegenden Unrechtsakt parteilicher polnischer-kommunistischer Justiz zu korrigieren.

Die Feststellung der Schuldlosigkeit von Bischof Dr. Splett – den Papst Pius XII. nach seiner Haftentlassung 1957 einen Bekennerbischof genannt hat – ist ein wichtiger Prüfstein auf dem weiteren Weg der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen, insbesondere auch zwischen den ehemaligen und heutigen Bewohnern Danzigs.

Borken-Gemen, den 15. Juli 1995

Adalbertus-Werk e. V.

Gerhard Nitschke, 1. Vorsitzender

Adalbertus-Jugend

Adalbert Ordowski, Sprecher

Msgr. Johannes Goedeke

Geistlicher Beirat

Zur Einführung in das Thema des dies-jährigen Gementreffens war das Eröffnungsreferat am Donnerstag der Erinnerung an das Ende des II. Weltkrieges 1945 und den Facetten des besonderen Gedenkjahres 1995 gewidmet. Der Referent, Herbert Werner, Vorsitzender der Ackermann-Gemeinde und Sprecher der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenen-Organisationen (AKVO), Historiker und 22 Jahre lang Mitglied des Deutschen Bundestages, referierte vor dem Hintergrund seiner lang-jährigen Vertriebenenarbeit als Sudetendeutscher.

Er unterschied in seinem Referat zum einen das allgemeine gesellschaftspolitische Gedenken vor und nach dem 8. Mai 1995, und zum anderen die spezifische Bedeutung des Gedenkens für die Vertriebenen, das in sei-



nem Referat den Schwerpunkt bildete. Eine Gefahr sah Herbert Werner in der Tatsache, daß verschiedene politische Gruppierungen versucht hätten, das Gedenken an das Kriegsende vor 50 Jahren politisch für sich zu vereinnahmen und sich in der verengten Debatte, ob der 8. Mai 1945 nun ein Tag der Befreiung war oder nicht, einen politisch motivierten Schlagabtausch geliefert hätten. Jede eindimensionale und ideologische Interpretation von komplexen historischen Vorgängen – wie dem Ende des II. Weltkrieges – werde der historischen Wahrheit nicht gerecht. Dies hat dem Gedenkjahr 1995 bis dato geschadet.

Doch auch abgesehen von diesem politisch ambitionierten Umgang mit der Geschichte kann nach Ansicht Werners die Bewertung eines belasteten Datums – wie das des Endes des II. Weltkrieges – nicht einheitlich ausfallen. Vielmehr folge jedem individuellen Schicksal eine individuelle Wahrnehmung: Der Befreiungserfahrung des KZ-Opfers stehe die Erfahrung vom beginnenden Leid der Vertriebenen oder der Kriegsgefangenen gegenüber. So sei das Kriegsende zuweilen nicht als Befreiung, sondern lediglich als Erleichterung über das Ende der Kampfhandlungen, aber auch als Erfahrung neuen Unrechts und Leids erlebt und empfunden worden. Dabei ist der Beginn des persönlichen Leidens bis heute in den Köpfen vieler Betroffener lebendiger geblieben als das Gefühl der Befreiung.

Der Sieg der Alliierten 1945 sei notwendig gewesen, um Deutschland nach der Diktatur eine Chance der Erneuerung zu geben, wobei

die Befreiung Europas und Deutschlands von der NS-Herrschaft als Voraussetzung für die Erlangung bürgerlicher Freiheiten in vielen westeuropäischen Staaten gesehen werden muß. Eine beklagenswerte Tatsache sei jedoch, daß leider sofort nach dem Kriegsende große Teile Europas erneut ihre Freiheit durch den Kommunismus verloren haben. Das Gedenken der Vertriebenen an das Ende des II. Weltkrieges muß nach Auffassung Werners vielschichtig betrachtet werden. Durch die gegen Ende des Krieges begonnene Vertreibung von insgesamt nahezu 19 Millionen Deutschen haben die Vertreibungsoffer in seinen Augen die „Niederlage Deutschlands doppelt getragen“. Die Vertreibungen, waren eindeutig Verstöße gegen das Völkerrecht und die Menschenrechte, wenn man die Vereinbarungen in der Atlan-

„1945–1995 – Facetten eines Gedenkjahres“

Referent: Herbert Werner, Ulm

tik-Charta und in der UNO-Gründungsakte, sowie auch die Urteilsbegründungen des Nürnberger Internationalen Gerichtshofes zugrunde legt. Sie geschahen – nach Auffassung des international anerkannten Wiener Völkerrechtsexperten Ermacora – in der „wesentlichen und eigentlichen Absicht, diesen vertriebenen Deutschen die Existenzgrundlage ein für allemal zu nehmen“. Zwar sei die Vertreibung eine Folge des von Deutschland begonnenen Krieges gewesen, aber dennoch eine durch nichts zu rechtfertigende pauschale Bestrafung von Deutschen, da alle Deutschen aus den betreffenden Gebieten ohne Unterscheidung ihrer politischen Ansichten oder ihres individuellen Handelns vertrieben worden seien. Die Motivation dafür habe in einem verhängnisvollen Zusammenwirken von gesteigertem Nationalismus und Eroberungsdrang des Kommunismus gelegen.

Jedoch verweist Werner auch hier wieder auf die Vielschichtigkeit und Bedingtheit historischer Ereignisse und ruft in Erinnerung, daß in derselben Region Böhmen, aus der er mit seiner Familie vertrieben wurde, einige Jahre zuvor während des deutschen Einmarsches 25.000 Böhmen – zumeist Sozialdemokraten – gnadenlos verfolgt wurden, fliehen mußten, oder in Konzentrationslager verschleppt wurden.

Ein großes Problem sieht Herbert Werner darin, daß bis heute in den Staaten, aus denen nach Kriegsende vertrieben wurde, die Befindlichkeiten von Vertriebenen nicht hinreichend wahrgenommen werden, sondern vielmehr Verwunderung darüber herrsche, daß Vertreibung auch nach 50 Jahren noch ein Thema ist. Er meinte, offensichtlich hätten die Vertriebenen es bisher nicht verstanden, „den Menschen in diesen Staaten – den

Grußworte

Auch zum 49. Gementreffen erreichten uns wieder eine Reihe von Grußworten, von denen hier nur zwei den Lesern zur Kenntnis gegeben werden sollen: erneut erhielten wir ein sehr herzliches Schreiben des Danziger Erzbischofs (seit der Wende nun schon eine Tradition), sowie zum ersten Mal einen Brief der Vereinigung jüdischer Danziger in Tel Aviv.

Der Erzbischof und Metropolit von Danzig Danzig-Oliva, 7. 7. 1995

Sehr geehrte Teilnehmer des Gementreffens, es ist eine gute Tradition, daß Ihr Euch jedes Jahr in Eurer Danziger Familie begegnet, um über die Vergangenheit von Danzig, die Danziger Kultur nachzudenken, aber auch über die Fähigkeit der Menschen, die aus verschiedenen Völkern stammen, miteinander zu leben. Für diese Fähigkeit war Danzig berühmt und auch für die Weisheit, als Stadt für alle diejenigen offen zu bleiben, die die Menschenrechte geachtet und – auf sie gestützt – für das Gemeinwohl gesorgt haben. Es war die Stadt Eurer Kindheit bzw. der Kindheit Eurer Angehörigen. Gegenwärtig, infolge des II. Weltkrieges, ist Eure Stadt zur Stadt des Friedens, zur Stadt der „SOLIDARNOSC“ geworden. Diese Bewegung, die hier entstanden ist, hat zu einer neuen europäischen Ordnung beigetragen, auch zur Vereinigung Deutschlands. In diesem Jahr werden während Eurer Begegnung die gleichen Problembereiche angesprochen. Interessant sind besonders die jüdischen Aspekte unter den Danziger Themenbereichen. Es ist gut, daß sich in diesem Jahre solche Themen unter den Vorträgen befinden.

Die Freiheit, die unser Vaterland und auch das Vereinigte Deutschland genießt, ist ein großes Geschenk der Vorsehung. Diese Freiheit erlaubt Euch, ohne Hindernisse Eure Stadt zu besuchen, mit der Eure freudigsten, aber auch sehr schmerzhaften Erinnerungen verbunden sind. Ich beteilige mich an Euerm Gebet und erteile Euch von ganzem Herzen meinen Segen.

† Tadeusz Gocłowski
Erzbischof
Metropolit von Danzig

Landmannschaft der Ost-Westpreußen und Danzig

TEL AVIV, 13. Juni 1995

An das Adalbertus-Werk e.V. und die Adalbertus-Jugend.

Unsere Vereinigung sendet Ihnen Grüße zum 49. Gementreffen vom 12. bis 17. Juli 1995. Die Überschrift des Programms: „ERINNERUNG BEWAHREN – ZUKUNFT GESTALTEN“ gilt auch für die Arbeit unserer Vereinigung. So haben wir am 12. Juni 1995 bei der Gedenktagung in unserem Wald in den Jerusalemer Bergen auf den Namen des Adalbertus-Werkes e. V. 5 Bäume gepflanzt. Wir fühlen uns dadurch mit Ihnen verbunden.

Wünschen Ihnen ein festliches Treffen zur Erinnerung an unsere frühere Heimat DANZIG.

Max Danziger, Vorsitzender

Opfern von 50 Jahren kommunistischer Desinformation und Entrechtung – deutlich zu machen, daß die Verletzungen durch die Zerstörung des Rechts nicht durch einfache Verzichtserklärungen oder Entschuldigungen geheilt werden können“. Es ginge um die „Heilung von Verletzungen“, denn die Vertreibung habe nicht nur zur völligen materiellen Entwurzelung geführt, sondern – und das war viel einschneidender – zu geistigen und seelischen Verwundungen, die heute kaum mehr eingeschätzt werden können. Die äußere Heimatlosigkeit vieler Vertriebenen war verbunden mit einer inneren Heimatlosigkeit, die zuweilen bis heute nachwirkt.

In diesen Zusammenhang gehörte das Kapitel Vertreibung und Glaube, mit dem sich der Referent im besonderen befaßte. Die Vertreibung, das erfahrene Leid, mußte nach seiner Ansicht zwangsläufig Einfluß auf Glaube und Religiosität der Betroffenen ausüben. Die Frage danach, „warum all das gesche-



Pfarrer Msgr. Johannes Goedeke, feierte am 13. Juli in Gemen seinen 81. Geburtstag, ein Anlaß, zunächst mit ihm gemeinsam im Eröffnungsgottesdienst der Tagung Gott Dank zu sagen und anschließend im Rittersaal in einer kleinen „Gratulationscour“ ihm selbst Glück und Segen zu wünschen und für 20 Jahre Dienst als Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes von Herzen zu danken, woran sich auch die Gäste aus Danzig beteiligten.

hen konnte, warum Gott dies hatte zulassen können“, also die „Gottesfrage – „die Frage nach dem Ursprung von Liebe und Gerechtigkeit“ – stellte sich einem jeden einzelnen Vertriebenen in mehr oder weniger drängender Form. Eine Gruppe von evangelischen und katholischen Theologen – bei den Sudentendeutschen war es insbesondere der unvergessene Pater Paulus Sladek – nahm sich dementsprechend in den ersten Nachkriegsjahren dieser Fragen an und versuchte, neue Orientierungen zu geben und den deutschen Vertriebenen die religiöse Heimat zu erhalten, damit sie nicht in die totale Verzweiflung fielen und womöglich Werkzeuge radikaler Geister würden. Dabei warnten sie vor Pauschalverurteilungen, erinnerten an die Erlösung aller durch Jesus Christus und gaben Hilfen, das eigene Leid anzunehmen und zu ertragen. In Ansätzen sei so eine „Theologie der Vertreibung“ entstanden.

Im letzten Teil seines Referates zeigte Herbert Werner die Situation der Heimatvertrie-

benen heute auf, ihr Handeln und ihre Ziele: Die Heimatvertriebenen haben in besonderer Weise die Vergeltung von Unrecht und Leid durch erneutes Unrecht und Leid erfahren, und sie wissen insgesamt, „daß der Teufelskreis von Unrecht und Folgeunrecht durchbrochen werden muß, wenn Verständigung und Freundschaft zwischen einstmals verfeindeten Völkern eine Chance bekommen soll“. Heimatvertriebene seien „die prädestinierten Brückenbauer zwischen den Völkern“. Sie hätten ein Gespür für das anderen zugefügte Unrecht und für das heutige Recht jener Staaten auf eine unbehelligte Entwicklung, aus denen sie vor 50 Jahren vertrieben wurden. Dies kollidiert in Herbert Werners Augen durchaus nicht mit dem Ziel zahlreicher Heimatvertriebenen, das Recht auf Niederlassungsfreiheit und auch der Arbeitsmöglichkeit in der früheren Heimatregion schon jetzt einzufordern, zumal sich dieses Recht automatisch ergibt, wenn diese Staaten – was sie ja alle wollen – Mitglieder der Europäischen Union werden.

Die eigentliche Kernfrage ist und bleibt jedoch für Herbert Werner eine moralische Frage, die sich an die „Vertreibungsstaaten“, bzw. an deren nun frei gewählte Parlamente richtet, nämlich die Frage: „ob diese Parlamente und Staaten sich auch in der Kontinuität ihres Volkes stehend zu dem Unrecht der Vertreibung offen bekennen und die Bereitschaft zu Sühnehandlungen, wenigstens in Form von symbolischen Wieder-gutmachungen zeigen?“ Die Antwort auf diese Frage können die Vertriebenen nicht erzwingen, jene Länder müssen sie je nach ihrem eigenen Selbstverständnis, nach ihren eigenen Rechtstraditionen, nach ihrem eigenen Rechtsempfinden, aber auch in Hinblick auf ihre eigene Selbstachtung selber beantworten.

Mit dieser Frage und der möglichen Antwort darauf hänge jedoch eng die Frage nach der wirtschaftlichen Lage in den Ländern zusammen. Mögliche Ängste in dieser Hinsicht könnten die Heimatvertriebenen selbst abbauen, in dem sie nachdrücklich klarstellten, daß es ihnen primär um einen Beitrag zum Aufbau „der immer noch geliebten alten Heimat“ gehe. Zu einer Wieder-gutmachung im Sinne von „heilenden Leistungen“ – also nicht Entschädigungen – könne auch eine positive Entwicklung in der „alten Heimat“ gehören, hervorgerufen durch verschiedenartig denkbare gemeinsame partnerschaftliche Anstrengungen. Leider hätten Überlegungen in diese Richtung – vorgetragen auch vom deutschen Finanzminister – bisher nur in Ungarn Widerhall gefunden, nicht aber in Prag und in Warschau. Deutschland habe in seiner Nachkriegsentwicklung den Versuch gemacht, anderen geschlagene Wunden zu heilen und verstanden, welche Leistungen es für eine Wieder-gutmachung zu tragen hatte. Das während der Vertreibung und danach gesetzte Recht bzw. Unrecht und deren Rechtsfolgen lasse sich heute nicht mehr rückgängig machen, man könne sie aus heutiger Sicht nur noch als überholt oder ungerrecht bezeichnen und ihre Auswirkungen nur durch Zeichen des guten Willens mildern.

Das zögernde Verhalten der Regierungen in den „Vertreiberstaaten“ solchen Gedanken

gegenüber dürfe die Heimatvertriebenen jedoch auch nach 50 Jahren nicht daran hindern, „ihre Liebe zur alten Heimat und ihren Willen zur Verständigung immer wieder unter Beweis zu stellen“. Es sei ihre besondere Aufgabe, so Herbert Werner, sich aktiv am Näherrücken der west- und osteuropäischen Länder, am Abbau der Grenzen, zu beteiligen. Sie dürften vor allem keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß es ihnen nicht um die Wiedererlangung alter Besitztümer geht, sondern um einen gemeinsam mit den „Neubewohnern“ betriebenen Wiederaufbau dieser Länder, der die alte Heimat wieder in einen lebenswerten Zustand versetzt. Eingedenk der „Charta der Vertriebenen“ müssen diese jeden Gedanken der Wiederherstellung des früheren Rechtszustandes durch Schaffung neuen Unrechts von sich weisen.

Gerade 50 Jahre nach Kriegsende müßten sich die im Wohlstand der Bundesrepublik Deutschland lebenden Heimatvertriebenen aber auch fragen, „welche Fügungen hinter den furchtbaren Ereignissen der Jahre von 1933 bis 1945/46 zu ergründen seien, wie es geschehen konnte, daß die erwarteten Früchte der Vertreibung für die Vertriebenen nicht aufgegangen sind, daß heute viele Vertriebene in der neuen Heimat einen Lebensstandard haben, wie sie ihn sich in der alten Heimat nicht einmal erträumt hatten“.

Am Ende seiner Ausführungen richtete Herbert Werner einen Appell an die Heimatvertriebenen, im Jahre 1995 erneut und noch eindeutiger ihre Bereitschaft zu erklären, „ihre ganze Kraft der beginnenden Freundschaft mit unseren östlichen Nachbarvölkern zuzuwenden.“ Beide Seiten müßten an einer Brücke der Verständigung und Versöhnung bauen. Doch hätte eine solche Brücke zwei Brückenlager, von denen eines die Heimatvertriebenen zu bauen hätten, indem „sie sich zu jeder gemeinsamen Regelung materieller Fragen bereit erklären, gegebenenfalls auch zu einem Rechtsverzicht“. Die Bereitschaft der anderen Seite zum Bekenntnis begangenen Unrechts und Leids sowie zur gemeinsamen Beilegung noch offener Fragen sei dann das andere Brückenlager. Im Angesichte kommender Generationen „für die die Jahre 1945/46 nur noch ferne Geschichte ohne jeden direkten Bezug sein werden“, sollten die Vertriebenen davon ablassen, sich heute um jedes Rechtsdokument zu streiten, sondern „ihre Kraft dafür einsetzen, daß in der alten Heimat das Wissen um die großen Leistungen der einstigen deutschen Bevölkerung nicht verloren geht, auf daß die dort lebenden Menschen diese Leistungen als einen Teil ihrer Vorgeschichte übernehmen und pflegen“. Auf diese Weise könne ein neues Bewußtsein von der kulturellen Einheit Europas entstehen, und ebenso von der Notwendigkeit des schöpferischen Zusammenlebens unterschiedlicher Volksgruppen und Nationalitäten, beides im Angesichte des Chaos auf dem Balkan von ungeheurer aktueller Bedeutung für die Zukunft Europas. Wörtlich schloß Herbert Werner: „Daher muß der Blick, so glaube ich, 1995 eben nicht primär rückwärts, sondern nach vorwärts in die Zukunft gerichtet sein, gerade durch uns, die deutschen Heimatvertriebenen.“

Andrea Gawrich



V. l. n. r.: Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Horst Ponczek, Gerhard Nitschke, Prof. Dr. Wieslaw Gruszkowski.

Im Rahmen des Gesamthemas des 49. Gementreffens kam diesem Forum am Nachmittag des ersten Gemen-Arbeitstages ein besonderer Stellenwert zu: 50 Jahre nach den schrecklichen Ereignissen von 1945 war es angemessen, sich noch einmal der totalen Zerstörung Danzigs binnen weniger Tage zuzuwenden. Doch war es ja Intention der Tagung, nicht beim Vergangenen stehen zu bleiben, sondern auch Gegenwart und Zukunft in den Blick zu nehmen. So verbanden sich an diesem Nachmittag noch einmal die Erinnerungen an die tiefste Erniedrigung Danzigs mit der Geschichte des Wiederaufbaus und den Perspektiven für die Zukunft, dargestellt von drei Zeitzeugen – einem deutschen und zwei polnischen – unter der Gesprächsleitung von Gerhard Nitschke.

Es begann Horst Ponczek – heute lebt er in Helmstedt, wo er nach dem Krieg viele Jahre als Lehrer tätig war – mit der Schilderung seiner Erlebnisse bei der Einnahme Danzigs

Kälte, aus Danzig vertrieben. Jahrzehnte hat er gebraucht, um das Erlebte zu verarbeiten und auch wieder den Weg zum Herrgott zurückzufinden.

Erst 1971 hat er dann den Mut gehabt, wieder „nach Hause“ zu fahren. Denn neben dem vielen Schrecklichen gab es ja auch positive Erinnerungen: menschliches Verhalten der Russen, einem von ihnen verdankt er nach einer Verletzung sein Leben. Aus der ersten Begegnung mit der Heimat wurde für Horst Ponczek eine „nicht endende Spurensuche“ zur Bewältigung seiner Vergangenheit in einer Unzahl von Gesprächen mit Deutschen und Polen, von denen manche inzwischen seine Freude geworden sind.

Ponczek berichtete von der systematischen Zerstörung zumindest eines Drittels der Stadt

Erinnerung und Gegenwart – Zerstörung und Wiederaufbau Danzigs

Deutsche und polnische Zeitzeugen berichten

im März 1945. Herr Ponczek ist seit Jahren auf „Spurensuche“ nach Zeugnissen vom Untergang Danzigs und den näheren damit verbundenen Einzelheiten und hat vor wenigen Wochen im Selbstverlag eine Dokumentation mit diesem Titel über seine Recherchen herausgegeben. Damals war er 15 Jahre alt und lebte in Schidlitz, einem nördlichen Stadtteil von Danzig. Er ist der letzte Überlebende seiner Familie.

Sein Bericht ließ das ganze Inferno jener Tage auferstehen: Vor seinen Augen wurde ein junges Mädchen um seiner Stiefel willen erstochen. Noch heute gellen in seinen Ohren die Schreie der in den ersten Nächten nach der Einnahme Danzigs vergewaltigten Frauen. Ponczeks Vater wurde von den Sowjets mitgenommen und ist auf dem Marsch nach Graudenz verschollen. Seine Mutter verstarb in den ersten Wochen nach der Eroberung Danzigs an der Ruhr. Der Junge wurde schließlich seiner letzten Habe beraubt und im Dezember 1945, bei eisiger

– wie er es einschätzt – durch Brandstiftungen der Sowjets und stellte erneut fest, daß dieser Sachverhalt immer wieder falsch dargestellt wird. Er erlebte selbst, wie ganze Häuserzeilen von den Russen angesteckt wurden. Auch Polen waren häufig von diesen Brandstiftungen betroffen. Bei seinen Recherchen erfuhr er u.a. von dem erst jüngst in Berlin verstorbenen Konsistorialrat Pfarrer Georg Klein, wie dieser als Zeuge erlebte, daß sowjetische Soldaten die St. Josefskirche anzündeten, in der viele Menschen nach der Brandschatzung ihrer Häuser Zuflucht gesucht hatten, die dort in der Kirche bei lebendigem Leibe verbrannten. Ein Militärarzt berichtete ihm als Zeuge, wie deutsche Verwundete, die aus der brennenden Technischen Hochschule gerettet wurden, schließlich dann von Russen erschossen wurden.

Angesichts dieser schrecklichen Erlebnisse betonte Horst Ponczek, wie sehr ihn der Aufbau Danzigs durch die Polen beeindruckte, der so sehr im Gegensatz stehe zu dem

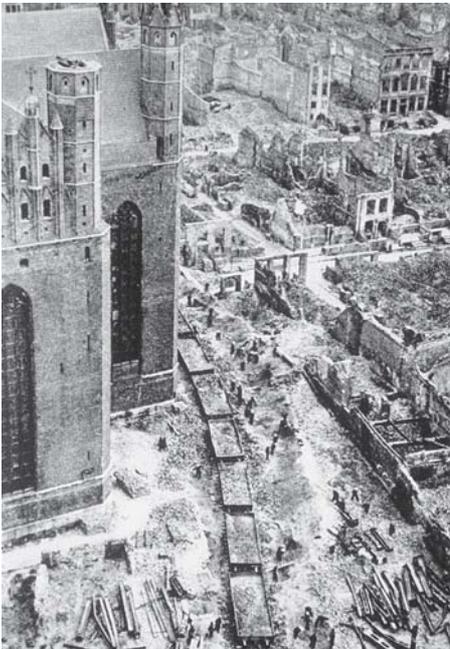
Verhalten der Russen und Kommunisten. Bei seinen Nachforschungen über das Geschehen in den Märztagen 1945 erfuhr Ponczek auch, daß erst nach der Wende in Polen in Offenheit darüber berichtet werden kann. So gibt es jetzt auch ernsthafte Aussichten, daß sein Buch „Spurensuche“ demnächst auch in einer polnischen Ausgabe veröffentlicht werden kann.

Gerhard Nitschke ergänzte aus seinem eigenen Erleben diesen Bericht: Am 17. März 1945, als er von Zoppot aus in die Stadt kam, sei diese noch im Wesentlichen unversehrt gewesen; am 31. März dann, als er mit Mutter und Bruder aus einem Keller in der Niederstadt in die brennende Stadt getrieben wurde, war sie völlig zerstört, auch nach seinen Kenntnissen überwiegend nicht durch die Kriegsergebnisse, sondern durch systematische Brandstiftungen der Russen.

Den zweiten Teil bestritt dann Prof. Dr. Wieslaw Gruszkowski, Architekt und Stadtplaner und beim Wiederaufbau Danzigs seit Jahrzehnten mit engagiert. Er ergänzte seinen Vortrag mit Dias. Prof. Gruszkowski begann mit einem kurzen Blick auf die Geschichte Danzigs. Das unverwechselbare Gesicht der Stadt hat sich im Mittelalter durch das Zusammenwachsen mehrerer nebeneinander bestehender städtischer Gebilde entwickelt: der Altstadt, der Rechtstadt, der Niederstadt der Alten Vorstadt. Jahrhunderte haben an diesem Stadtbild gewebt: das Mittelalter mit dem Nebeneinander von wuchtigen Sakralbauten und den eher kleinen Bürgerhäusern, die Renaissance mit ihren prächtigen Patrizierhäusern, der Barock mit vielen hinzugefügten Details und Interieurs. Deutsche, niederländische und polnische Künstler haben das Bild der Stadt so geformt, daß Danzig zu recht als europäisches Kulturdenkmal bezeichnet wird.

Für dieses gewachsene Stadtbild hatte die Entwicklung im 19. Jahrhundert nachteilige Folgen. Vor allem in der Innenstadt entstanden riesige Schaufensterfronten, Beischläge wurden beseitigt, große Teile der mittelalterlichen Stadtmauer wurden abgebrochen, um Platz für Verwaltungsgebäude zu schaffen. Trotzdem konnte man noch bis Anfang 1945 ein Stadtbild bewundern, das fast so schön war wie im 17. Jahrhundert.

Jedoch auch bei anderem Kriegsausgang wäre das nicht so geblieben. Bekannt ist, daß Hitler Berlin zu der nationalsozialistischen Prachtstadt umgestalten wollte. Wenigen bekannt ist aber, daß Pläne auch für 27 andere Städte – und darunter auch Danzig – ausgearbeitet wurden. Seit 1942 bereitete der Danziger Stadtbaurat eiligst einen neuen Generalbebauungsplan vor. So sollten nach dem „Endsieg“ alle historischen Speicher nördlich der Milchkannengasse abgerissen werden, um Baugrund für ein Haus der NSDAP in der Form einer großen neuzeitlichen Ordensburg zu schaffen. Westlich des Hohen Tores sollten Bauwerke für Gauleiter, Reichsstadthalter usw. entstehen, mit einer Gauhalle, die 6 mal so groß sein sollte wie das Stadttheater. Vom Olivaer Tor zur Technischen Hochschule war ein Gebäudezug geplant, dessen Ausmaße den Escorial, den Palast von Versailles und den Vatikan übertreffen sollten.



1945 – östlich der Marienkirche.

1945 zeigte sich dann, daß diese Pläne eine Utopie waren. Zu diesem Zeitpunkt wies Hitler jede Rücksichtnahme auf die Bevölkerung und die Stadt zurück, die er befahl, bis zur Vernichtung zu verteidigen. Was der Geschoßhagel der Roten Armee im März 1945 übrig ließ, zerstörten betrunkene sowjetische Soldaten nach der Einnahme der Stadt durch Brandstiftung. Über die Greuelthaten konnte erst nach der Wende offen berichtet werden. Wie hoch die Anteile der Zerstörung im Einzelnen zu beziffern waren, ist bis heute strittig; es herauszufinden bleibt eine Aufgabe für die Historiker, die die Aussagen und Dokumente immer wieder prüfen müssen. Nach Erkenntnissen von Prof. Gruszkowski wurden etwa 95 % der Rechtstadt und über 80 % der übrigen Innenstadt dem Erdboden gleich gemacht. Zerstört wurden mehr als 6.000 Gebäude, darunter fast alle Kulturdenkmäler.

Nach dem Kriegsende wurde beraten, was mit dem Ruinenfeld geschehen solle. Man diskutierte mehrere Möglichkeiten u. a.:

- die Rechtstadt als Mahnmal in diesem Zustand zu belassen,
- die Stadt mit einem modernen, neuzeitlichen Zentrum aufzubauen,
- die Errichtung einer Stadt im sozialistisch-realistischen Stil.

Das Ergebnis ist uns heute bekannt. Man entschloß sich zur Wiederherstellung des alten Stadtbildes der Rechtstadt, nicht nur einzelner Häuser oder Inseln. Prof. Gruszkowski wies darauf hin, daß die Rechtstadt 5 mal größer sei als die Altstadt von Warschau. Mit dem Wiederaufbau sollte kein Museum entstehen, sondern die Wiederherstellung der Fassaden sollte mit einer Neuordnung der Grundrisse entsprechend den modernen Funktionsanforderungen verbunden werden. Als man sich für diese Pläne entschied, wußte man zunächst nicht, wie sie verwirklicht werden könnten, denn es fehlten die finanziellen Mittel und auch eine entsprechende Technik. Dennoch begann man mit

alten Werkzeugen und den vorhandenen Trümmersteinen. Im Verlauf des Wiederaufbaus wurde die Nutzung mancher öffentlichen Gebäude verändert: die Georgshalle wurde z. B. Sitz des polnischen Architektenverbandes, das Rechtstädtische Rathaus und das Krantor wurden Museum, das Zeughaus nahm die Kunstakademie auf, das Englische Haus dessen Studenten als Wohnheim. Baulich mußte viel ergänzt werden. So war vom Steffenshaus beispielsweise nur 1/3 der Fassade erhalten geblieben. Generell wurde daher Vorhandenes liebevoll restauriert, vieles aber wurde nachempfunden, neu geschaffen und eingefügt.

Durch diesen Weg hat man in Danzig jene schrecklichen Formen der Urbanisierung vermieden, die man in vielen europäischen Städten heute finden kann, und die der Referent mit einigen markanten Beispielen durch Dias belegte. Die Stadtkerne sind einander oft so ähnlich, daß man nicht mehr weiß, in welcher Stadt man sich befindet. Auch viele Einzelbauten besitzen keine architektonische Identität mehr, wie das von Prof. Gruszkowski gezeigte Krankenhaus in Aachen erweist, das wie eine Ölraffinerie aussieht.

In Danzig ist es aber auch gelungen, sentimentale Nostalgie zu vermeiden, wie sie oft andernorts bei musealen Rekonstruktionen anzutreffen ist. Prof. Gruszkowski schloß seinen Beitrag mit einem Zitat aus dem Buch von Werner Hewelt „Danzig, ein europäisches Kulturdenkmal“: *„Der Wiederaufbau in den gesetzten Grenzen durch die Polen ließ das alte Bild Danzigs der zurückkehren. Trotz aller Abweichungen zeugt es erneut von der Ausdruckskraft früherer Generationen. Danzig ist eines der schönsten Kulturdenkmäler. Wer auch immer in dieser Stadt wohnt, er hat die Aufgabe, dieses kostbare Dokument der Geschichte zu beschützen und zu bewahren, damit es allen Menschen dient. Möge dieses Zeugnis früherer Lebenskunst immer den gebührenden Platz in Europa einnehmen.“*

Gerhard Nitschke unterstrich diese Bewertung Danzigs. Auch das wiederaufgebaute Danzig sei eine Stadt, mit der man sich als ehemaliger Bewohner heute noch identifizieren kann und muß. Er leitete damit zum dritten Teil des Nachmittags über, den Ausführungen von Herrn Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, in denen es vornehmlich um die Wiederbelebung der geistigen Existenz Danzigs gehen sollte. Prof. Januszajtis, Präsident des ersten nach der „Wende“ frei gewählten Stadtrates von Danzig und profunder Kenner der Danziger Stadtgeschichte, ergänzte zunächst die Ausführungen von Herrn Ponczek. Er zitierte den Bericht des letzten deutschen Rektors der Technischen Hochschule, Prof. Martyrer, der Danzig auf dem Seeweg verlassen hat. Als dieser in der Nacht vom 27. März 1945 aus dem Danziger Hafen fuhr, sah er ein gespenstisches Bild: die ganze Stadt stand in lodernen Flammen und mittendrin sah er die Silhouette der scheinbar unversehrten Marienkirche. Schließlich verschwand alles in Rauchschwaden. Nur ein roter Schein blieb.

Was den Anteil der Zerstörungen betrifft, sollte man, nach Ansicht von Prof. Januszajtis, nicht um Prozente streiten. Man muß

wohl davon ausgehen, daß etwa 65% der ganzen Stadt zerstört worden sind. Er verwies auf eine Ausstellung mit bis zur Wende geheim gehaltenen Dokumenten aus der Nachkriegszeit, die z. Zt. im Rechtstädtischen Rathaus zu sehen ist. Diese Dokumente beweisen die Schuld der Sowjets an den Bränden in Danzig. Noch 1946 wurden Häuser von betrunkenen Soldaten angezündet und wird auch noch von Vergewaltigungen durch Russen berichtet.

Vom 1. 10. 1946 ist eine statistische Aufstellung erhalten, nach der es in Danzig 11.399 Gebäude gegeben hat. Von diesen wiesen nur 4.200 Zerstörungen von weniger als 10 % auf, 5.804 wurden dagegen gänzlich vernichtet. Was den Wiederaufbau Danzigs betrifft, so verwies er auf zwei heute gegeneinander stehende Meinungen: einerseits wird gesagt, es sei zu wenig, zu oberflächlich und zu ungenau wiederaufgebaut worden, andererseits besteht die Auffassung, es sei zu aufwendig und zu umfangreich gebaut worden. Wie man sich in der Beurteilung auch entscheidet, niemand wird bestreiten können, daß Schönes und Einmaliges gerettet wurde und wiedererstanden ist. Der Aufbau ist jetzt so gut wie beendet. Sicher sind einzelne Häuser oder Ecken noch zu ergänzen, aber es muß auch bedacht werden, daß diese wiederhergestellte Stadtlandschaft auch mit Leben zu erfüllen ist.

Zum Schluß bleibt zu fragen, was das Typische dieser Stadt Danzig war und ist. Und die Antwort lautet aus seiner Sicht: Danzig ist eine „Wasserstadt“. Dies muß auch bei der Vollendung der Wiederherstellung bedacht werden. Die Speicherinsel als vom Wasser umgebene Insel mitten in der Stadt, sollte wieder bewegliche Zugbrücken über die Wasserstraßen der Mottlau erhalten, die Lange Brücke muß wieder den Charakter des alten Binnenhafens erkennbar machen. Das Wasser war und ist die Seele der Stadt.

Prof. Januszajtis schloß seine Ausführungen mit der Anmerkung, daß zu einem gelunge-

Blick durch das Frauentor in die Frauengasse ... 1945



nen Wiederaufbau der Stadt aber auch die Wiederbelebung geistiger Elemente und Traditionen gehören muß und daß auch hierfür inzwischen einige wichtige Beispiele zu benennen sind:

– alte Feste, wie z. B. der Domnick, der seit 1260 als Jahrmarkt am Tag des hl. Dominikus bezeugt ist, werden wieder belebt;

– die Pflege der alten Danziger Musik, heute musiziert von der Cappella Gedanensis, die sich in der Tradition der Danziger Ratskapelle sieht;

– die Beachtung historischer Gedenktage, bzw. von Jubiläen wichtiger Institutionen des alten Danzigs, beispielsweise 1994 die Feiern zur 200jährigen Stiftung des Conradians und zum 90jährigen Bestehen der Technischen Hochschule;

– die Bewahrung der erhaltenen Teile der 1596 gegründeten Bibliotheca Gedanensis, die heute eine unschätzbare Fundgrube für alle an Danzig Interessierten darstellt;

– schließlich – als große Restaurierungsaufgabe – die Wiederherstellung des Artushofes, die sich nun auch dem Ende zuneigt: die Rekonstruktion des in Europa einmaligen Kachelofens konnte vor wenigen Wochen abgeschlossen werden, einige alte Schiffsmo-
delles wurden für die Innenaustattung gestiftet und bereits wieder aufgehängt. Gerade der Artushof, der historische Platz für Festlichkeiten der Stadt, wird nun wieder zum Ort für Veranstaltungen und besondere Empfänge.

Die im wahrsten Sinne des Wortes liebevollen Worte, die Prof. Januszajtis für die Stadt Danzig gefunden hatte, bezeichnete Gerhard Nitschke zum Abschluß dieser Gesprächsrunde als besonders wertvoll, wurden sie doch von einem heutigen Bürger Danzigs ausgesprochen, der in dieser Stadt nicht geboren und aufgewachsen ist, sondern diese Liebe zur Stadt Danzig im besonderen durch die Beschäftigung mit ihrer Geschichte gewonnen hat.

Georg Domansky

... 1995



Die Juden in Danzig – ein historischer Rückblick

Referent: Dr. Peter Letkemann, Berlin

Daß ein Protestant mit mennonitischen Vorfahren vor Katholiken über die Juden seiner Vaterstadt sprechen soll, nehme er als positives Zeichen, erklärte der Referent, Dr. Peter Letkemann, Archivar am Geheimen Staatsarchiv in Berlin, zu Beginn seines Referates. Er gab einen Überblick über die Geschichte der Juden in Danzig und in unmittelbarer Nähe der Stadt bis zum Beginn unseres Jahrhunderts. (Das Referat leitete den 2. Arbeitstag in Gemen ein, der in mehrfacher Hinsicht den jüdischen Aspekten Danzigs gewidmet war.)

Mit der Gründung der Stadt um 1224 war sogleich festgelegt, daß es innerhalb der Stadtmauern keine jüdische Ansiedlung geben dürfe. Das von Lübeck übernommene und in vielen Hansestädten geltende Stadtrecht schloß nicht nur Juden, sondern Fremde generell aus der Stadt aus – der Schutz des eigenen Handels war dabei der entscheidende Gesichtspunkt. Und so war es eines der Privilegien, der „Vorrechte“ Danzigs, als es sich vom Deutschen Orden abwandte und dem König von Polen unterstellte, daß dieser 1457 urkundlich festlegte, kein Fremder – kein Nürnberger, Lombarde, Engländer, Fläme oder Jude – habe ohne Erlaubnis des Rats das Recht, in Danzig Handel zu treiben oder zu wohnen. Anders als in der vorstädtischen Zeit, für die bisher eine jüdische Ansiedlung im Gebiet der späteren Stadt nicht nachweisbar ist, gab es nun schon geraume Zeit Juden, die die Nähe der bedeutenden Handelsmetropole durchaus suchten, auch erfolgreich versucht hatten, innerhalb der Stadt Fuß zu fassen.

Es wurde jetzt in unmittelbarer Nähe der Stadt leichter: In Altschottland, Weinberg, Langfuhr z. B., also auf Gebieten, die entweder dem König, dem Bischof oder anderen Adligen gehörten. Das entsprach der größeren Toleranz gegenüber den Juden im Königreich Polen; zugleich waren sie diesen Herren genehme Untertanen, da sie mehr Abga-

ben zu zahlen hatten als andere und die Höhe der von ihnen zu entrichtenden Schutzgelder oft noch durch Druck gesteigert werden konnte.

Der Referent zeigte ein gewisses Verständnis dafür, daß die Stadt die Juden auch in den folgenden Jahrhunderten – ebenso wie z. B. die Mennoniten oder die Jesuiten – nicht in den eigenen Mauern dulden wollte. Man macht sich heute kaum noch eine Vorstellung von den heftigen Konfrontationen im 16./17. Jahrhundert zwischen den Konfessionen, von den Auseinandersetzungen schon der drei in der Stadt zugelassenen Glaubensrichtungen der Lutheraner, Reformierten und Katholiken. Die mehrheitlich protestantische Stadt mußte darauf bedacht sein, ihre Position im katholischen Königreich Polen zu wahren – was bei einer Beschränkung auf diese drei

Konfessionen eher möglich erschien. Das schließt nicht aus, daß religiöse Argumente gegen die Juden auch dann ausgiebig gebraucht wurden, wenn es um rein wirtschaftliche Belange ging. Sowohl gegen die dennoch in der Stadt lebenden wie die vor den Toren der Stadt Handel treibenden Juden ging die Stadt mehrfach vor. Oft war es der Druck der sogenannten dritten Ordnung – der Vertretung der Handwerker, also der am ehesten demokratischen Einrichtung innerhalb der Stadtregierung – der den Rat bestimmte, die Juden in der Stadt einzuschränken, zum Beispiel zum Boykott ihres Kramhandels aufzurufen, ihre Bestrafung anzukündigen, oder sie ganz aus der Stadt auszuweisen – so in den Jahren 1616 und 1713. Scharf ging sie auch gegen den vor den Toren sich abspielenden Handel vor, der von ihrem Standpunkt aus illegal war, – bis hin zur Zerstörung der jüdischen Siedlungen. Diese ganze Situation wurde nach der ersten Teilung Polens 1772, als das umliegende Land preußisch wurde, Danzig aber noch unter der Krone Polens blieb, vom preußischen König ausgenutzt. Um den Handel Danzigs abzuwürgen, wurden die Altschottländer Juden noch im selben Jahr zum Handeltreiben privilegiert, wurde bald für sie die Stadt Stolzenberg gegründet (während in anderen Teilen Westpreußens die Juden aus- und umgesiedelt wurden). Nun waren die Juden außerhalb der Stadt besser gestellt als die, die in der Stadt lebten. Die besser gestellten gingen nun ihrerseits an, ihre Position gegenüber Zollwanderern zu verteidigen. Das blieb auch so, als 1793 auch die Stadt selbst preußisch wurde; noch einmal durfte der Rat bestimmen, daß Juden in Danzig „von dem Grunderwerb und von der Betreibung bürgerlicher Gewerbe ausgeschlossen“ seien.

Seit dem Emanzipationsedikt von 1812, das den Juden in Preußen die Gleichstellung als Staatsbürger brachte, war eine solche rechtliche Diskriminierung nicht mehr möglich. Dennoch dauerte es in der wirtschaftlich

ungünstigen Zeit nach den napoleonischen Kriegen noch eine geraume Zeit, bis die Juden in der Stadt deutlich in Erscheinung traten. Als jedoch 1887 die ansehnliche, sich dem Stadtbild gut einfügende Synagoge eingeweiht wurde, war das anders geworden; nun waren jüdische Bürger an vielen Stellen und oft in hervorragender Weise dabei, der Stadt zum wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung mit zu verhelfen. Ein Jude, Leyser Goldschmidt, war z. B. zu jener Zeit Vorsteher der Danziger Kaufmannschaft, ein anderer, der Arzt August Hirsch, sorgte für die Verbesserung der Gesundheitsversorgung und beriet den Oberbürgermeister bei der Anlage der Kanalisation in Danzig – nicht zu reden von der Geschichtsschreibung und -forschung jener Zeit über Danzig, die mit den Namen mehrerer jüdischer Bürger verknüpft ist. Es gab auch eine Reihe von jüdischen Söhnen Danzigs, die über die Stadt hinaus Bedeutung erlangten, insbesondere als Fabrikanten, Kaufleute, Bankiers – wie Carl Fürstenberg, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der deutschen Bankwelt – aber auch als Journalisten und Schriftsteller – wie Aaron Bernstein, Mitbegründer der jüdischen Reformbewegung in Berlin und Herausgeber der „Berliner Volkszeitung“.

Nach der Konsolidierung des Gemeindelebens vor der Jahrhundertwende wuchs das Ansehen der Danziger jüdischen Gemeinde ständig, so daß sie die Führung der westpreußischen Gemeinden übernahm. Die Bürger jüdischen Glaubens in Danzig wirkten in ihr als ein wichtiger Teil ihres geistigen und kulturellen Lebens, was wiederum ein Stück des deutschen Kulturlebens war.

Schon bald machte sich allerdings auch in Danzig der Antisemitismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts bemerkbar, es kam zu Kravallen und verbalen Attacken – wenn auch nicht ganz so schlimm wie andernorts. Das führte wieder zu einem stärkeren jüdischen Eigenbewußtsein, auch dazu, daß mehr jüdische Bürger ihre Energien der eigenen Sache widmeten oder widmen mußten statt dem kommunalen Leben.

Einen Ausblick gab der Referent ins 20. Jahrhundert mit dem Ende sowohl deutscher wie deutsch-jüdischer Geschichte in diesem Raum: Als 1918 Westpreußen polnisch wurde, verließ mit den Deutschen die Mehrheit der jüdischen Einwohner des „Korridors“ das Land. Für die Danziger Juden gab es bis zum Auftreten der Nationalsozialisten noch eine Art „Gnadenfrist“, ehe Jahren der Demütigung und Entrechtung der endgültige Untergang des jüdischen Gemeinwesens im Vorfeld des II. Weltkriegs folgte. Der Abbruch der großen Danziger Synagoge 1939 (nach dem Verkauf durch die Gemeinde zur Ermöglichung der Auswanderung) markiert dann das Ende, aber auch schon den Anfang vom Ende der Deutschen in Danzig.

Ingrid Neudeck

Hinweis:

Zur Vertiefung und Ergänzung des Referates werden zwei in den letzten Jahren veröffentlichte Bücher empfohlen:

1. Samuel Echt, Die Geschichte der Juden in Danzig, Leer/Ostfriesland, 1972
2. Erwin Lichtenstein, Bericht an meine Familie, Darmstadt u. Neuwied, 1985



Die große Synagoge, 1939.

Der Synagogenschatz aus Danzig

Lichtbildervortrag von Winfried Derow, München

Im Anschluß und in Ergänzung zum Referat Dr. Letkemanns über die Geschichte der Danziger Juden wurde im Rittersaal der Burg Gemen noch einmal etwas von der großen kulturgeschichtlichen Bedeutung des Danziger Judentums im Bild lebendig: Winfried Derow zeigte und erläuterte Dias, die er in jener denkwürdigen Ausstellung aufnehmen konnte, die 1982/83 in drei deutschen Städten unter dem Titel gezeigt wurde: „*Danzig 1939: Schätze einer zerstörten Gemeinde*“. Es handelte sich dabei um die erste Präsentation nach dem Krieg des einzigen erhaltenen religiösen Kultschatzes einer ostdeutschen Synagoge, bestehend aus mehr als 300 Kultgeräten, Schriftrollen, Büchern, Noten, Behängen, Textilien und Erinnerungsstücken, stammend aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, einst kostbarer Besitz der Danziger Jüdischen Gemeinde. Diese Sammlung, von der schon 1924 geschrieben wurde, daß sie „*beredt vom Rang der Kunst in dem Leben der Danziger Juden*“ zeugt und „*alle mannigfachen Phasen Danziger jüdischen Lebens zum Ausdruck bringt*“, hat durch ihre Rettung eine einzigartige Bedeutung auch über die Geschichte des Danziger Judentums hinaus erlangt. Sie befindet sich heute im Jüdischen Museum in New York, wohin sie kurz vor Ausbruch des II. Weltkrieges direkt von Danzig aus gelangte. Über 40 Jahre dauerte es, bis die Sammlung einerseits vollkommen erschlossen, erforscht, wissenschaftlich untersucht und katalogisiert, andererseits auch konserviert und restauriert war, ehe sie 1980-82 zunächst in den USA gezeigt wurde und dann zu den drei Ausstellungen in Braunschweig, Bonn und Frankfurt nach Deutschland kam.

Die Rettung dieses Schatzes jedoch gehört zu dem sowohl tragischen, als auch von Weitsicht und Klugheit zeugenden, Schlußkapitel der Geschichte des Danziger Judentums vor dem II. Weltkrieg. Obwohl auch in Danzig schon seit 1934 die Nazis das Sagen hatten, war doch im Freistaat zunächst noch manches etwas anders als im „Reich“. So setzte auch die Verfolgung der Juden nicht mit derartiger Vehemenz und Konsequenz ein, wie in Deutschland nach der „Machtübernahme“. Dennoch nahm sie sich langsam steigernd zu, trotz Intervention des Völkerbunds im Mai 1935 und mancher retardierenden Bemühungen innerhalb der Danziger Wirtschaft. Bis 1937 hatten bereits etwa 3.000 der mehr als 10.000 jüdischen Danziger Bürger die Stadt verlassen, bis zum Sommer 1938 waren es weitere 2.000. Als dann 1938 auch in Danzig die „Nürnberger Rassengesetze“ zu greifen begannen, in der Programnacht (in Danzig vom 12. zum 13. November 1938) die Synagogen in Langfuhr und Zoppot zerstört wurden und die Große Synagoge in Danzig nur durch beherztes

Eingreifen führender Vertreter der Gemeinde davor bewahrt werden konnte (es wurde Polizeischutz gewährt und ehemalige jüdische Frontsoldaten bildeten eine Wache), erkannten die Vorsteher der jüdischen Gemeinde klar, daß sie handeln mußten.

Sie taten es in zweifacher Weise:

Zunächst baten sie Zvi Hermann Segall, nach Danzig zurückzukehren und eine geordnete Auswanderung der noch restlichen in Danzig verbliebenen etwa 6.000 Juden vorzubereiten. Segall war Zionist, hatte bereits 1937 eine Aussiedlung vorgeschlagen und verfügte über gute Beziehungen zur Danziger Polizei. Verhandlungen erbrachten die Unterstützung der Danziger Regierung für den Auswanderungsplan, jedoch bestand diese auf dem förmlichen Nachweis, dem Auswanderungsbegehren „stattgegeben“ zu haben. Am 17. Dezember 1938 fand in der Großen Synagoge eine Versammlung statt, auf der die Gemeinde – 2.000 Mitglieder waren anwesend – über die Pläne informiert wurde und ihren Vertretern einmütig die Zustimmung gab, alle weiteren notwendigen Vorkehrungen zu treffen. Jeder einzelne Jude mußte zudem ein Dokument mit der Versicherung unterzeichnen, den Weisungen der Gemeindeleitung zu folgen. Nach dem Plan Segalls sollten zunächst einmal die in Danzig lebenden polnischen Juden nach Polen zurückkehren und jene, denen es möglich war, Visa für andere Länder zu erlangen, sollten dorthin emigrieren; die Mehrheit sollte dann versuchen, mit illegalen Transporten nach Palästina zu gelangen.

Der zweite Schritt der Gemeindeleitung betraf die Finanzierung des Exodus: sie beschloß den Verkauf sowohl ihres gesamten Grundbesitzes einschließlich der Großen Synagoge, als auch ihres Synagogenschatzes. Ersteren kaufte die Stadt zu einem Bruchteil des eigentlichen Wertes und ließ die Synagoge dann abbrechen, für die wertvolle Samm-

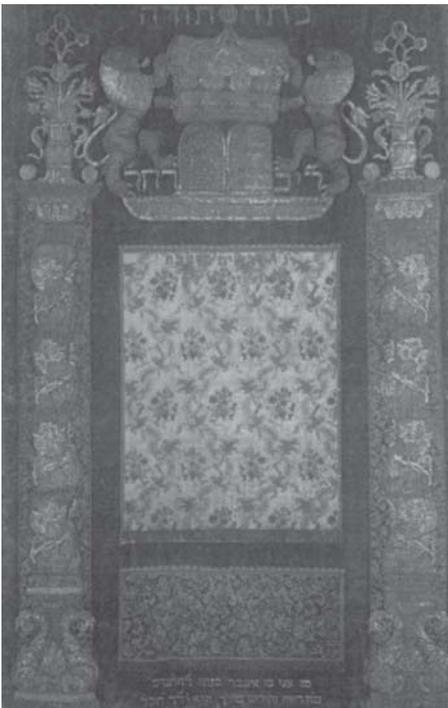
lung der Kultgeräte sandte das American Jewish Joint Distribution Committee Dollars als „Kaufpreis“. Der Danziger Polizeipräsident erteilte am 21. Januar 1939 auf Antrag der Synagogen-Gemeinde zu Danzig die Genehmigung zur „Überführung der Sammlung der jüdischen Kultgeräte der Großen Synagoge nach Amerika, vorausgesetzt, daß der Erlös dem Auswanderungsfonds der jüdischen Gemeinde in Danzig zur Verfügung gestellt wird.“ Die Schätze – laut vorhandener Aufstellung 342 Stücke – wurden in den folgenden Wochen in 10 riesige Kisten verpackt; das von den Gemeindevertretern unterzeichnete Versanddokument trägt das Datum vom 8. Februar 1939. Per Schiff gelangten die über zwei Tonnen schweren Kisten dann nach New York, wo sie am 26. Juli 1939 am Broadway, dem Sitz des Jewish Theological Seminary of America anlangten, knapp 5 Wochen, bevor die deutsche Armee in Danzig einmarschierte.

Die jüdische Gemeinde Danzigs nahm am 15. April 1939 mit einer letzten Versammlung Abschied von ihrer Großen Synagoge. Bis in den Herbst 1941 währte dann der Exodus, durch den der überwiegende Teil der Danziger Juden gerettet werden konnte, bis die Nationalsozialisten jede weitere Emigration untersagten. Den in Danzig zurückgebliebenen Juden widerfuhr dann das gleiche Schicksal wie denen im übrigen Deutschland und den inzwischen besetzten Gebieten: Deportation und Vernichtung; in Danzig selbst überlebten nur ganz wenige.

Das Andenken an die Danziger Jüdische Gemeinde lebt jedoch fort: zum einen in den Akten des Gemeindefonds, das der Jüdischen Gemeinde von Jerusalem anvertraut wurde, zum anderen in der großartigen Sammlung ihrer Kultgeräte im Jüdischen Museum von New York. „Sie sind eine stumme Mahnung einer einst lebendigen, kraftvollen Gemeinde und eine stumme Klage über ihr tragisches Ende“. (G. C. Bacon im Ausstellungskatalog von 1982)

Gerhard Nitschke

Toravorhang, Danzig, 1795.



Bei der Planung des Gementreffens war es in diesem Jahr unser Wunsch, zum ersten Mal auch zumindest einen Gast aus der ehemaligen jüdischen Volksgruppe in Danzig dabei zu haben, der am Gesprächsforum am Freitagnachmittag über sein Leben und Schicksal in Parallelität zu dem eines deutschen und eines polnischen Danzigers berichten sollte. Die Bemühungen, Herrn Max Danziger, den Vorsitzenden der „Landsmannschaft der West-Ostpreußen und Danzig“ in Tel Aviv einzuladen, scheiterten leider aus finanziellen Gründen. Um so mehr sind wir ihm dankbar, daß er uns zum Verlesen innerhalb des Gesprächsforums seinen sehr eindrucksvollen Lebensbericht gesandt hat.

Der II. Weltkrieg endete vor 50 Jahren, aber unsere Stunde, die frühere Heimat fluchtartig zu verlassen, war vor 57 Jahren. Wem es damals nicht gelang, der ist nicht hier unter uns. Manche Menschen glaubten nicht, daß es bald zu spät war. Sie ahnten nicht, daß es so schrecklich werden konnte. Wir alle waren damals der irrigen Meinung, daß Danzig unsere sichere Heimat war. Als wir diese mit Gottes Hilfe verlassen konnten, ist es uns gelungen, einen eigenen Staat und eine neue Heimat zu schaffen. Gedenken wir auch der guten Menschen nicht-jüdischer Religion, die uns in unserer schweren Zeit geholfen haben. Gott behüte sie, wir würden uns freuen, wenn sie uns in Israel besuchen würden.

1921 wurde ich in Danzig in einer gut bürgerlichen Familie geboren, mit den besten Voraussetzungen für eine schöne Zukunft. Meine Muttersprache ist Deutsch, und wir dachten, wir wären so wie alle Anderen mit Danziger Pässen, also ganz normale Bürger. Das änderte sich, als ich begann, die Volksschule zu besuchen, mit den ersten Schlägen und dem Geschrei: Jude Jude. Da zerbrach das Vertrauen eines kleinen Jungen, daß er so wie andere Kinder ist.

Es hatte aber auch ein Plus: ich erkannte, wo ich hingehörte. Ich schloß mich dem jüdischen Jugendbund J.J.B. an. Eine andere Welt öffnete sich für mich, eine Welt der Liebe und Achtung. Bei Heimabenden und Buchbesprechungen war ich sehr aktiv. Schon im Alter von 10 Jahren erhielt ich die Leitung einer eigenen Jugendgruppe übertragen, in die ich viel Mühe und Arbeit legte, und die mich die feindliche Umwelt vergessen und ertragen ließ.

Inzwischen jedoch wurde unsere Familie wirtschaftlich ruiniert, wir mußten eine billige Wohnung in der Altstadt beziehen. Ich kam nun in die Schule am Hakelwerk, da erging es mir noch schlechter. Alle Eltern, die ein Unheil kommen sahen, suchten Lehrstellen für ihre Kinder. Ein Studium war eine Fiktion geworden. Es gab aber noch Danziger Handwerksmeister nicht-jüdischen Glaubens, die jüdischen Jugendlichen Lehrstellen zur Verfügung stellten. Ewiger Dank sei Ihnen gewiß. So lernte auch ich einen Beruf.

1938 starb mein Vater – oder wurde getötet – wir sahen ihn erst im Leichenschauhaus, zwei Stunden vor der Beerdigung. Jetzt war ich mit 17 Jahren der einzige Mann im

Hause, der versuchen mußte, uns zu retten. So meldete ich mich beim Arbeitsamt und konnte drei Monate in einer jüdischen Kartonnagenfabrik arbeiten, bis diese von der Gestapo aufgelöst wurde. Ich lernte Spanisch, um mit meiner Mutter nach Columbien auszuwandern. Wir wollten Möbel, Schmuck, Klavier usw. verkaufen, um die Auswanderung zu finanzieren. Doch der Markt war überschwemmt mit Billigangeboten von zurückgelassenen Möbeln jüdischer Danziger, die geflohen waren oder bereits im Konzentrationslager Stutthof interniert waren.

Die jüdische Gemeinde organisierte dann einen illegalen Transport nach Palästina, der zwar von den Danziger Behörden genehmigt wurde aber keine Einreiseerlaubnis in das Britische Mandatsgebiet hatte. Zu diesem

Bewältigte Vergangenheit – Leben und Schicksal eines Danziger Juden

Bericht von Max Danziger, Tel Aviv

meldete ich mich sogleich mit meiner Mutter an. Geld hatten wir wenig, aber einige gute Menschen halfen uns und ein Teil der Finanzierung kam durch den Zwangsverkauf der Danziger Synagoge dazu.

Als der „Astir Transport“ am 3. März 1939 auf den Weg geschickt wurde, standen wir um 4 Uhr früh, nur mit 10-kg-Rucksäcken bepackt, beim Zollamt Packhof, um in die Bahn zu steigen. Meine Mutter und viele Leute weinten. Ich sagte, wir kommen durch, auch wenn es schwer wird; und es wurde sehr schwer. Der Transport sollte 14 Tage dauern. Gute Freude, Familie Lachmann, wollten in Danzig abwarten, bis wir schreiben. Wir beschworen sie, sofort mitzukommen. 14 Tage warten ist zwar nichts, aber wir waren 4 Monate unterwegs. Als wir dann nach der Ankunft schreiben wollten, sagten uns deren Verwandte in Tel Aviv, daß es zu spät sei: sie haben ihr Leben im Lager Stutthof beendet.

Doch wie erging es uns auf dem Weg? Am Anfang stand eine Bahnfahrt in versiegelten Wagnen bis Rumänien zur Donau. Dort wartete ein griechischer Kohlendampfer auf uns: Laderaum mit 3 Stock hohen Holzregalen und 2 Meter Tiefe, Strohmattentzen, ca. 50 cm Platz pro Person. Die Feldküche war an Deck, so daß es bei Wellengang kein Essen gab. Trinkwasser erhielten wir $\frac{3}{4}$ Liter pro Tag und Person. Nach 14 Tagen wurden wir von einem britischen Küstenwachboot innerhalb der 10-Meilenzone angehalten und nach Haifa gebracht. 2 Tage ankerten wir in Haifa-Bay, ehe wir nach Griechenland zurückge-

schickt und dort von Piräus aus zur Insel Kea gebracht wurden. Hier dauerte der Aufenthalt ca. 3 Monate. Es herrschte Essenmangel, wir bekamen verschimmeltes Brot und mit Seewasser gemischten Tee. Wasser war teuer auf den Inseln. Soldaten bewachten uns, damit niemand fliehen konnte. An Bord gab es Krankheiten, Ratten, Läuse und Feuer. Auch meine Mutter hatte Verbrennungen und es gab kein Verbandsmaterial. Der herrschende Vitaminmangel war der Anfang vieler chronischer Krankheiten, die fast alle Mitreisenden in den späteren Jahren hatten.

Die Jüdische Gemeinde in Athen kaufte dann für uns 2 alte Fischerboote, die wir nach Palästina schleppen wollten, um vor der 10-Meilenzone auf sie umzusteigen und ohne Proviant auf die Küste zuzufahren. Wir meinten, 750 Menschen auf Fischerbooten zurückzuschicken sei unmöglich. Ein Boot ging bereits vorher unter, das zweite Boot wurde mit allen Menschen beladen. Wir hatten Glück: zwar wurden wir wieder von einem Küstenwachboot aufgehalten und zur Landung gezwungen, jedoch sperrten englische Soldaten den Strand ab: wir waren in Gasa gelandet an einer Stelle, an der eine Woche vorher 250 schiffbrüchige Juden von Arabern ermordet worden waren. Frühmorgens wurden wir in Militärlastwagen abtransportiert. Araber bewarfen uns mit Steinen und es gab Verletzte. Meine Mutter wurde in Haifa und ich in Rechowoth interniert, nach drei Tagen jedoch schon entlassen. Obwohl ich schwach war und Gelbsucht hatte, machte ich mich auf, um meine Mutter zu suchen. Ich fand sie in Tel Aviv, wo sie mit einer anderen Frau in einem winzigen Zimmer zusammenwohnte. Bald fing sie an, als Haushaltsgehilfin zu arbeiten. Zunächst wohnte ich mit 4 Danziger Jungs in Rechowoth in einer verfallenen Holzhütte. Dann zog ich nach Tel Aviv um, wo ich gratis ärztliche Hilfe erhielt. Dort wohnte ich anfangs auf der Straße und auf leeren Hausdächern, ehe ich Arbeit fand und mit meiner Mutter ein kleines Zimmerchen mieten konnte. Endlich waren wir wieder zusammen.

Im Laufe der Zeit spürte ich einen Bildungsmangel. Neben der Arbeit studierte ich in Abendkursen an der offenen Universität Psychologie, Geographie, Musik, 6 Jahre lang

Gedenkstein für die Opfer des Zweiten Weltkrieges aus Ost-Westpreußen und Danzig in der Nähe von Jerusalem.



Englisch, Navigation und Mathematik. Ich studierte ohne Ende: die letzten 4 Semester im Alter von 65 Jahren. Mit 21 Jahren habe ich geheiratet, ein wunderbares Berliner Mädchen. Meine Frau unterstützt mich in allen meinen Bemühungen, wir haben 2 Kinder und 3 Enkel. Im Laufe der Jahre war ich Vorsitzender einiger Vereinigungen.

Zurück zu Danzig: ca. 50 Jahre lang habe ich jede Bekanntschaft oder Beziehung zu früheren Danzigern gemieden und damit meine Vergangenheit bewältigt. Ich gewann in dieser Zeit viele neue Freunde. Jedoch im späteren Alter bin ich dann zu den Wurzeln

zurückgekommen: habe mich der Vereinigung der in Israel lebenden Ost-Westpreußen und Danziger angeschlossen und die jetzt alten Danziger wieder kennengelernt. Ich sah, was für wunderbare Menschen alle geworden sind. Vor 4 Jahren wurde ich einstimmig zum Vorsitzenden der Vereinigung gewählt, die heute die erfolgreichste aller deutsch sprechenden Vereine in Israel ist: jeden Monat führt sie eine Veranstaltung durch und hat das einzige Monument zum Andenken an die Opfer unserer früheren Heimat erbaut, das einzige auf der ganzen Welt.

GESPRÄCHSFORUM:

Danziger der polnischen, deutschen und jüdischen Volksgruppen – Parallelen in Leben und Schicksal

Gesprächsleitung: Gregor Müller, Ahaus

Die Intention, wieder ein Gesprächsforum mit Erlebnisberichten in das Gemenprogramm einzubinden, wurzelte in den guten Erfahrungen des vergangenen Jahres. Ziel sollte es diesmal sein, in diesem Gedenkjahr aus einem ganz bestimmten Blickwinkel Parallelen und Kontraste in den Schicksalen polnischer und deutscher Danziger im Gespräch transparent zu machen, sowie von Danzigern beider Volksgruppen, die zusätzlich auch der jüdischen zugehörten, bzw. jüdischen Glaubens sind. Gregor Müller, der seit vielen Jahren solche Zeitzeugenberichte polnischer Danziger dokumentiert, hatte sich für die Gesprächsleitung dieses Nachmittags gewinnen lassen, dessen Vorbereitung oftmals eine „Gleichung mit vielen Unbekannten“ zu sein schien.

Zunächst schienen gute Voraussetzungen gegeben zu sein, deutsche und polnische Danziger verschiedenen Geburtsjahrgangs – vom ersten bis dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts – als Gesprächspartner zu gewinnen. Ebenso bestehen seit einiger Zeit Kontakte nach Tel Aviv zur „Landsmannschaft Ost-Westpreußen und Danzig“ in Israel und zur kleinen, ca. 300 Gläubige umfassenden, jüdischen Gemeinde im heutigen Danzig. So bestand die Hoffnung auf ein vielfach mit höchst unterschiedlichen Gesprächspartnern besetztes Podium.

Doch die Beteiligung jüdischer Danziger ließ sich leider nicht verwirklichen, einerseits waren die Reisekosten von Israel zu hoch, andererseits war das älteste Mitglied der Danziger jüdischen Gemeinde, Herr Szaday, heute 85jährig, leider erkrankt und auch sein Sohn, der zur Zeit Gemeindevorsteher ist, mochte sich der Reise nicht unterziehen. Es mag sein, daß ein solcher Dialog noch ein intensiveres Vortasten erfordert, bevor ein Besuch aus der jüdischen Gemeinde des heutigen Danzig in Gemen möglich wird.

So waren zu diesem Forum, trotz aller Bemühungen, ‚life‘ nur deutsche und polnische Gesprächspartner anwesend; leider, denn nach dem Referat und Diavortrag des Vormittags über die Juden in Danzig, hätte man gerne einen Zeitzeugen dieser Gruppe dabei gehabt. Aber das Schicksal der jüdisch/polnischen und jüdisch/deutschen Danziger wurde in den Zeitzeugenberichten der deutschen und polnischen Gesprächsteilnehmer immer wieder aus ihrem Erleben mit angesprochen. Als besonders wertvoll erwies sich zudem, daß Herr Max Danziger, der Vorsitzende der „Landsmannschaft Ost-Westpreußen und Danzig“ in Tel Aviv, den vorstehenden persönlichen Erlebnisbericht schriftlich als Beitrag zu diesem Forum übermittelt hatte, ein Bericht, der für alle Teilnehmer sicherlich von großem Interesse war.

Die Runde am Podium des Gesprächsforums umfaßte so nur ein Trio: als Danzigerin polnischer Volkszugehörigkeit Frau *Helena Szalatynska*, jetzt wohnhaft in Zoppot; als Danziger Zeitzeuge deutscher Volkszugehörigkeit Herr *Georg Sturmowski*, aufgewachsen im Danziger Stadtteil Schidlitz, und bis vor einigen Jahren engagierter Politiker als ehem. Vizepräsident des Hessischen Landtages; und *Gregor Müller* als moderierender Gesprächsleiter, der – selbst aus Danzig stammend – sowohl aus eigenem Erleben als auch immer wieder aus dem großen Fundus der in vielen Jahren aufgezeichneten Erlebnisberichte polnischer Danziger Ergänzungen vornehmen konnte.

Die Gesprächsleitung hatte Gregor Müller geschickt eingeteilt in drei Zeitraumetappen: die Zeit des Freistaates, die Zeit von 1939 bis 1945 und die Nachkriegszeit. Durch persönlichen Kontakt zu beiden Teilnehmern entstand im Gespräch eine private, freundschaftliche Stimmung, die Hemmungen aufzulösen und die Gesprächsbereitschaft zu fördern vermochte. Dafür sei ihm Dank.

Es wird nicht möglich sein, die ganze Fülle

der Gesprächsinhalte dieses Forums hier aufzuzeigen. Stattdessen sollen einige skizzenhafte Mitschnitte des Gespräches deutlich machen, wie auch diese Gesprächsrunde wiederum viele wichtige Informationen und schließlich auch einen wertvollen Austausch über in vieler Hinsicht verwandte Schicksalswege der deutschen und polnischen Danziger vermittelte.

Zunächst eine Skizze der Berichte von Georg Sturmowski:

Die Familie Sturmowski war seit 1823 in Schidlitz ansässig. Sie unterhielt ein Geschäft, in dem man von Kohlen bis zu Schnaps – und dafür gab es eigenes Brennrecht – alles erwerben konnte. Geprägt war diese Familie vom Katholizismus, der auch in der nationalsozialistischen Zeit eine oppositionelle Haltung bedingte. Ab 1929 besuchte G. Sturmowski die Volksschule in Schidlitz – 2 Jahre in der polnischen, 2 Jahre in der deutschen Klasse. Er berichtete, daß doch in einer Vielzahl von Familien die polnische Sprache gepflegt wurde und daß, insbesondere wenn Verbindungen familiärer Art – wie auch bei ihm – vorhanden waren, das Angebot genutzt wurde, in der Grundschule polnischen Unterricht zu erhalten.

Ab 1933 besuchte Sturmowski das Städtischen Gymnasium in Danzig. Er berichtete, daß, als er in das Gymnasium kam, noch 3 Juden – einer der polnischen Minderheit angehörig, zwei deutscher Volkszugehörigkeit – in seiner Klasse waren. Bis 1935 bestand noch eine Klassengemeinschaft in der Form, daß die unterschiedliche Herkunft und Religion keine Rolle spielte. Erst mit dem Wechsel des Oberstudiendirektors – der neue war ein überzeugter Nationalsozialist – gab es eine entscheidende Wende. Und schließlich verschwanden auch die Juden aus der Klasse. Gregor Müller, der einige Jahrgänge später das gleiche Gymnasium besuchte, konnte diese Aussage bestätigen.

Alle drei Gesprächsteilnehmer berichteten, daß sich in den Jahren 35/36 das Klima der Volksgruppen untereinander entscheidend veränderte: Man rückte nun mehr voneinander ab, während vorher die Mehrheit sich zwar als Danziger verschiedener Zunge und eventuell verschiedenen Glaubens ansahen, aber dennoch zunächst ein Bewußtsein als Danziger hatten – auch wenn die politische Ordnung eines Stadtstaates von keiner der Gruppen – vornehmlich aus wirtschaftlichen Gründen – besonders geschätzt wurde.

Viele Familien, so berichtete Sturmowski, waren auch davon betroffen, daß die Beschäftigung des Vaters bei der unter polnischer Verwaltung stehenden Eisenbahn, oder die Tatsache, daß polnische Institutionen die größten Kunden waren, es als opportun erscheinen ließ, sich als polnische Danziger zu betrachten, bzw. sie optierten – manchmal mehr oder minder freiwillig – für Polen und wurden so zur Minderheit im Stadtstaat. Als Beispiel führte er einen solchen Fall aus der damaligen Nachbarschaft an: Bei seinem Nachbarn Bäcker Pettko – einem im deutschen Volkstum verwurzelten Danziger, jedoch mit engen Verbindungen zu polnischen Institutionen – war die Situation geteilt. Die Tochter besuchte die Marienschule – wie alle

„gut katholischen“ Danziger Töchter, der Sohn – als Kind eines hauptsächlich für die polnische Minderheit Arbeitenden – das polnische Gymnasium, denn der Vater versorgte die Westerplatte mit Backwaren.

Bis zu „einem gewissen Zeitpunkt“ war das Zusammenleben zwischen Deutschen und Polen im Freistaat also unproblematisch. Viele wollten den Freistaat nicht – sowohl Deutsche, als auch Polen. Zur politischen Szene – berichtete Sturmowski – gehörte damals auch der Widerstand in den katholischen Volksteilen gegen die sie bedrängenden Nazis, HJ gegen Jungschar, SA gegen die



V. l. n. r.: Georg Sturmowski, Helena Szalatynska, Gregor Müller.

Erwachsenenverbände. So hat beispielsweise die SA in Schidlitz das dortige Kolpinghaus gestürmt. Andere Organisationen durften dagegen bestehen, wie Frontkämpferbund und Stahlhelm. Besonders hervorzuheben ist, daß gemäß Staatsvertrag die polnischen Organisationen im Freistaat nicht verboten waren. (Die polnische Zeitzeugin bestätigte das: beim Welttreffen der Pfadfinder in Holland in den 30er Jahren konnten Deutsche aus Anklam und Polen aus Danzig noch ohne Schwierigkeiten zusammen feiern.)

Der Gesprächsleiter ergänzte, daß mit dem Jahre 1939 – noch vor dem 1. September – das Klima dann schon weitaus schlechter war. So wußte er von anderen Zeitzugenen im Rahmen seiner Recherchen, daß bereits im Februar 1939 die polnischen Studenten an der Danziger Technischen Hochschule, die nicht Bürger des Freistaates waren, durch die Leitung vertrieben worden sind, man also auf diese Weise eine Art „Säuberung“ vornahm. Für den deutschen Zeitzugenen Georg Sturmowski war die Zeit in Danzig mit seiner Einberufung 1941 beendet. Nach der Gefangenschaft war es ihm nicht mehr erlaubt, zu seiner dort verbliebenen Familie zurückzukehren. Erst 1957 sah er diese wieder, als im Rahmen einer offiziellen Familienzusammenführung deren legale Ausreise aus Danzig erfolgen konnte.

Die polnische Zeitzeugin hieß mit Mädchennamen Hela Gebel. Sie hatte eine polnische Mutter und ist so erzogen worden, sich als in Danzig lebende Polin zu verstehen. Wie sie betonte, ist sie mit ganzem Herzen ihrem Volk zugetan. Aufgewachsen ist Frau Hela in Petershagen am Schild und besuchte dort die

Grundschule, anschließend dann das polnische Gymnasium. Schließlich wurde sie in eine Klosterschule in der Gegend von Posen geschickt, damit sie auch die polnische Sprache fehlerfrei und ohne Akzent beherrschen lernte. Erzogen wurde sie zweisprachig und fühlt sich bis heute in beiden Sprachen zuhause.

Frau Szalatynska erlebte am 1. 9. 1939 den Ansturm auf die Wohnungen der Polen in Danzig. Ihr Vater, der Lokomotivführer war, wurde sofort verhaftet und kam ins KZ nach Stutthof. Sie selbst hatte noch kurz vor Kriegsbeginn einen jungen Polen geheiratet,

der auch sehr bald verhaftet und nach Stutthof verbracht wurde. Die Verhaftung ging relativ höflich vonstatten und wurde von einem Offizier (nicht SS) wahrgenommen. Sie und ihre Mutter blieben verschont, mußten aber ihre Wohnung aufgeben und zogen zu einer Familie im Stadtgebiet. Um einer Verhaftung zu entgehen, übersiedelte ihre Mutter dann zunächst zu ihrer Schwester nach Anklam, wo sie Aufenthalt nehmen konnte. Frau Hela selbst blieb aber bei der Familie im Stadtgebiet.

Sie hatte das Glück – auch mit Hilfe anderer – stets einer Verhaftung oder Verschleppung zu entgehen, beispielsweise geschah ihr Folgendes: Eines Abends ging ein Danziger Schupo an ihr vorbei und flüsterte ihr zu: „Heute Nacht nicht zu Hause schlafen“. Diese Warnung nahm sie ernst und übernachtete bei einer Freundin. Man kam und wollte auch sie verhaften. Nachdem es zweimal vergeblich versucht worden war, wurden keine weiteren Versuche mehr unternommen. Frau Hela vermutet, daß das „Kontingent“ für Verhaftungen und Verschleppungen voll war. Möglicherweise hätte es sich auch um eine beabsichtigte Abschiebung nach Lublin gehandelt.

Noch ein besonderes Ereignis erwähnte Frau Szalatynska: Sie war in Stutthof, um Mann und Vater zu besuchen. Zu ihrer großen Bestürzung fand sie an der Wache einen SS-Posten vor, den sie kannte: Es war ein Nachbarsjunge und Spielkamerad, von dem sie nie und nimmer auch nur im Entferntesten angenommen hätte, daß er bei der SS sein könnte. – Sie durfte zum Zaun gehen. Vater und Mann arbeiteten in der Kantine und sie konnte beide am Zaun sprechen. Dabei wurden sie überrascht, aber man erlaubte ihr, ihre Gaben an der Wache abzuge-

ben. Später, als ihr Vater entlassen wurde, erfuhrt sie, daß die Gaben ihre Empfänger erreicht hatten, wohl mit Hilfe des jungen Mannes. Frau Hela wird diese Begegnung am Zaun des KZ Stutthof aber auch nie vergessen, hat sie doch an diesem Zaun ihren Mann zum letzten Mal gesehen.

In der ersten Zeit nach 1945, berichtete sie, hatte sie es als Polin in Danzig immer noch schwer. Die Russen machten zunächst wenig Unterschied zwischen Deutschen und Polen, auch wenn sie sich als solche zu erkennen gaben. Geplündert und geschändet wurden beide. Empörung aber empfand man bei dem Bericht darüber, wie ihr Vater behandelt wurde, als er nach seiner Rückkehr nach Danzig aus dem KZ Dachau – wohin man ihn später verbracht hatte – sich registrieren lassen wollte. Unter Tränen berichtete Frau Hela, wie der polnische Beamte ihren Vater anging: „Sie waren wohl Kapo, weil Sie nicht durch den Schornstein gegangen sind“. Nach all dem erfahrenen Leid durch die Nazis war diese Äußerung von den eigenen Landsleuten ein besonderer Schock.

Heute sieht Frau Hela in der POLONIA GEDANSKA – der Gruppe der ehemaligen polnischen Minderheit während der Freistaatzeit – erneut eine Minderheit in ihrer alten Heimat, die es oft nicht leicht hat im Verhältnis zur neuen Mehrheit der Nachkriegsbevölkerung der Stadt.

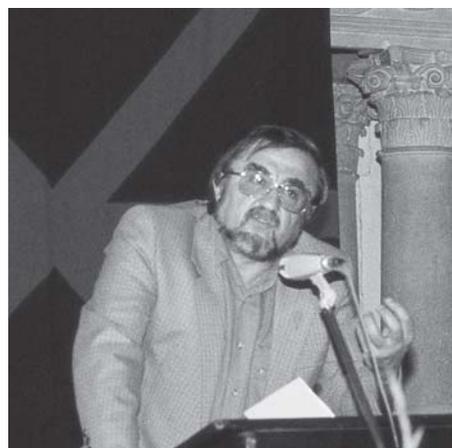
Je nach den Lebensumständen war auch im kommunistischen Polen das Leben nicht nur durch die wirtschaftlichen Bedingungen beschränkt, sondern auch in der Möglichkeit, Kontakte ins Ausland z. B. zu alten Danzigern außerhalb Polens zu knüpfen oder zu pflegen. Frau Hela berichtete, daß sie nach dem Krieg ein zweites Mal geheiratet hatte, einen Offizier der Handelsmarine, der viele Reisen machte. Ihm und ihr war es verboten, nach Westdeutschland zu schreiben.

Nach den Statements der Zeitzeugen, die auf bestimmte Fixpunkte von Gregor Müller gelenkt worden waren, folgte eine Gesprächsrunde, in die das Plenum einbezogen wurde. Hier gab es noch viele Ergänzungen und Wertungen. Die Quintessenz, die alle polnischen und deutschen Danziger sicher bejahen konnten, war: Jedes Leid ist ein Einzelerebnis und kann auch nur als Einzelschicksal bewältigt werden. Nichts kann und darf gegeneinander aufgerechnet werden, aber jeder muß die Chance haben, alles auszusprechen, und daß man ihm auch zuhört. Nur dann können letztlich die Wunden heilen oder zumindest vernarben. Das Gespräch miteinander und der wachsende Kontakt zueinander können sicher dazu beitragen, insbesondere auch die Tatsache, daß nun neue Verbindungen entstehen zwischen denen, die heute in der Stadt leben, und jenen, die früher dort gelebt haben. Das gemeinsame Bewußtsein „Danziger“ zu sein, kann da vielleicht verbindend wirken. Als ein äußeres Zeichen für das Bemühen um diese Verbindung ist wohl auch das Faktum zu werten, von dem Professor Januszajtis am Ende des Gesprächsforums berichtete: die Stadt Danzig hat heute 5 Ehrenbürger, davon sind 3 Deutsche und von diesen wiederum 2 gebürtige Danziger.

Winfried Derow / Viola Nitschke

Ich glaube, selten hat uns in Gemen ein Referat so aufgewühlt und betroffen gemacht wie dieses am Samstagvormittag. Das Fazit war nämlich, daß man nichts, aber auch gar nichts, aus der Geschichte gelernt habe und daß wir weitgehend hilflos einer Politik gegenüberstehen, die moralisch verwerflich ist, die die Fakten vertuscht und die Geschichte mißbraucht. So und ähnlich äußerte sich der Referent zu diesem Thema.

Professor Grulich, der – aufgrund seines persönlichen Engagements und seiner sehr genauen Kenntnisse vor Ort – ganz unter dem Eindruck der Tragödie steht, die sich z. Zt. auf dem Balkan abspielt, führte die großen Probleme vor allem darauf zurück, daß man bei der UNO 1945 auf die Erarbeitung eines kodifizierten Volksgruppenrechtes und Minderheitenschutzes verzichtet habe. Als sich nämlich 1945 die Vereinten Nationen neu gründeten (es wurden damals nur solche Länder aufgenommen, die Deutschland den Krieg erklärt hatten; das ist



1945–1995: Nichts gelernt aus der Geschichte?

Referent: Prof. Dr. Rudolf Grulich,
Königstein

auch der Grund dafür, daß die Schweiz bis heute nicht Mitglied ist;) wollte man das Problem des Minderheitenschutzes auf die Tagesordnung setzen. Das lehnte die US-amerikanische Delegation mit der Begründung ab, dieses sei keine Aufgabe für die neue Völkergemeinschaft, sondern eine überholte und bereits gelöste europäische Problematik.

Wörtlich fuhr der Referent fort: „*Selten hat sich die Kurzsichtigkeit amerikanischer und westlicher Politik so deutlich gezeigt wie in diesem Fall: Überholt und gelöst glaubte man die Probleme durch die in Potsdam abgeseignete Vertreibung von 12 Millionen Deutschen. Dabei berief man sich auf den Bevölkerungsaustausch in Südosteuropa seit den Balkankriegen 1912/1913 und dem Vertrag von Lausanne 1923 zwischen der Türkei und Griechenland. Ohne das Wort „ethnische Säuberung“ schon damals zu gebrauchen, geschah dann dasselbe im Gefolge des Ribbentrop-Molotow-Paktes seit 1939 im Baltikum, in Galizien, der Bukowina und Bessarabien, aber auch mit den Deutschen der Dobrudscha und Bulgariens. Diese „freiwilligen Umsiedlungen“ waren das Vorbild für die „humane Umsiedlung“ genannte Vertreibung der Deutschen aus Ostmittel- und Südosteuropa.*“

Wie es nun nach 50 Jahren in Europa, aber auch in vielen anderen Erdteilen, um den

Frieden bestellt ist, wissen wir alle. Heute kehrt das wieder, was man damals „humane Umsiedlung“ nannte. In allen Erdteilen sind seitdem Konfliktherde entstanden und kriegerische Auseinandersetzungen ausgebrochen, denen in den allermeisten Fällen ungelöste Volksgruppenprobleme zugrunde liegen: Palästina und Kurdistan sind hier ebenso zu nennen wie Zypern. In Asien entstand Bangladesh durch Abspaltung von Pakistan, in Afrika gelang dies Biafra nicht, wohl aber Eritrea. In Mexiko revoltieren heute die Chiapas-Indianer gegen die Zentralregierung. Es gelang den Vereinten Nationen nicht, ein anerkanntes Volksgruppenrecht zu schaffen und dadurch erneute Vertreibungen und geplante Umsiedlungen zu verhindern. Statt dessen griff man 1953 in Korea und 1954 in Indochina zum bereits 1945 in Jalta praktizierten Prinzip der Teilung von Staaten, was de facto seit 1974 auch in Zypern und seit 1976 im Libanon praktiziert wurde. Auch dem Europarat und dem Europaparla-

ment ist es in dieser Zeit nicht gelungen, wenigstens in Europa Fortschritte bei der Schaffung eines Volksgruppenrechtes zu erzielen. Dies war und ist um so tragischer, weil es auch in unserem Kontinent weiterhin gärende und schwelende Konfliktherde gab und gibt: Nordirland und das Baskenland fordern immer noch ihre Opfer, in Korsika gehen Bomben hoch.

Der Referent wollte aber, auch wenn man aus der Geschichte nichts gelernt habe, doch erwähnen, daß es in überschaubarem Rahmen, wie z. B. dem Europarat, Ansätze zur Lösung dieser Problematik gegeben habe, die aber nicht zum Tragen gekommen sind. So haben etwa vor 11 Jahren 42 Abgeordnete des Europaparlamentes einen Entschließungsantrag gestellt, wenigstens dieses Parlament – in dem damals nur 12 Länder vertreten waren – solle beschließen, daß nationale Gruppen in der EU und in den einzelnen Ländern dieser Gemeinschaft Anspruch auf Schutz in ihren kulturellen, sozialen und politischen Rechten haben sollten, daß sie ihre Sprache uneingeschränkt privat, gesellschaftlich, aber auch öffentlich bei Behörden und vor Gericht gebrauchen dürften und daß Vertreibung, Assimilierung oder gar Vernichtung verboten sein müsse. Dieser Antrag – und auch ein von Graf Stauffenberg 5 Jahre später erneut gestellter mit ähnlichen Forderungen – wurden „auf Eis“ gelegt, da

England und Frankreich dagegen protestierten. Der Referent meinte sogar, daß man aus der Geschichte nichts lernen wollte. Man hätte aus Fehlern, die 1918 gemacht wurden, 1945 lernen können. Als gutes Beispiel für das Gelingen einer Völkergemeinschaft seit 1918 nannte er Finnland, für das man sich mehr interessieren sollte.

Einen anderen Grund, aus der Geschichte nicht lernen zu wollen, sah der Referent in der „deutschen Frage“. Man war in Europa recht glücklich, daß Deutschland geteilt war. Was die Deutschen wirtschaftlich an Macht besaßen, wurde durch die Atomkräfte England und Frankreich ausgeglichen. Nun aber kamen 16 Millionen Deutsche hinzu und auch in Österreich, das zu der Zeit gerade in die EG aufgenommen werden wollte, spricht man ja „leider Gottes“ deutsch. Man befürchtete ein deutsches Übergewicht. Margaret Thatcher hat in der Frage der deutschen Wiedervereinigung alles getan, um diese zu hintertreiben und Mitterrand war noch der letzte offizielle Besucher der DDR, um diese zu stützen. Auch hatte die Europäische Gemeinschaft damals gerade einen holländischen Präsidenten, der alles daransetzte, die deutsche Wiedervereinigung zu verhindern. Dieses wird nach Ansicht Prof. Grulichs heute alles verdrängt und vertuscht, die Geschichte wird mißbraucht.

Der Referent machte uns dann mit Blick auf den Balkan klar, daß Europa hier versagt habe, weil es das, was 1918 und nach 1945 geschah, nie verurteilte und nie in der Lage gewesen sei, einen Minderheitenschutz zu garantieren oder – negativ ausgedrückt – Völkermord und Vertreibung ein für allemal zu verbieten. Nach der deutschen Wiedervereinigung und dem Ende der kommunistischen Herrschaft in Osteuropa war man aus diesen Gründen auf die nationalen Aufbrüche nicht vorbereitet. In den Nachfolgestaaten der SU gab und gibt es kriegerische Auseinandersetzungen und im ehemaligen Jugoslawien kam es 1991 zum offenen Krieg, in dem man Serbien eindeutig – wie 1939 Deutschland – als Aggressor ansehen muß.

„Hier versagte zunächst die Europäische Gemeinschaft als Vermittlerin in der zweiten Jahreshälfte 1991. Das gleiche Versagen zeigten dann seit 1992 auch die Vereinten Nationen. Vertreibung wurde wieder als Mittel der Politik angewandt. Die Verreiber saßen und sitzen an Verhandlungstischen auf internationaler Ebene. Die Welt hatte nicht gelernt aus dem Elend der Vertriebenen nach 1945, im Gegenteil: Sie wiederholte die Fehler von 1938, gab nach und handelte nicht. England und Frankreich beschworen die Waffenbrüderschaft mit den Serben in zwei Weltkriegen und stellten sich offen auf die Seite der serbischen Aggressoren. Deutschland pervertierte seine Vergangenheitsbewältigung, indem es glaubte, einem Völkermord in Bosnien tatenlos zusehen zu dürfen, weil es einmal selbst einen Holocaust geplant hatte.“ So führte Prof. Grulich wörtlich aus und machte uns noch an weiteren sehr anschaulichen Beispielen klar, was alles verschwiegen wird und wie der Krieg vielleicht sogar hätte vermieden werden können, wenn man aus der Geschichte gelernt hätte.

Was aber können wir tun? Was können wir

aus der Geschichte lernen? Es sei unsere Aufgabe, immere wieder auf der Ebene unserer Verbände etc. darauf hinzuweisen, wie wichtig das Zusammenleben gleichberechtigter Volksgruppen in einem Vielvölkerstaat sei, denn auch Europa soll ja eines Tages zu einem solchen zusammenwachsen. Die Aussichten seien z. Zt. allerdings schlecht, denn Europa erlebe heute die schwersten Stunden seit dem Beginn der Versuche es zu einigen im Jahre 1945.

Zum Schluß seines Referates berichtete Professor Grulich, daß er und sein Kollege

Professor Hampel diese Gedanken anlässlich des Jugoslawien-Konfliktes dem damaligen NATO-Generalsekretär Manfred Wörner 1993 mitgeteilt hätten. Dieser habe – damals schon vom Tode gezeichnet – persönlich wie folgt geantwortet: „In fast allen Punkten denke und fühle ich wie Sie. Leider ist es mir trotz aller meiner Bemühungen bis heute nicht gelungen, die internationale Staatengemeinschaft zu entschiedenerem Handeln zu bewegen. Wir alle werden dafür eines Tages den Preis zahlen müssen.“

Christel Gollmann

Kinderprogramm in Gemen, das war schon immer der Versuch, mit Kindern etwas thematisch zu gestalten und nicht nur eine reine Betreuung anzubieten. Vom Inhalt schloß sich das Programm dieses Jahres an das letztjährige an. Ging es 1994 um die Situation von ausländischen Kindern in Deutschland, so war in diesem Jahr der Schwerpunkt die Situation von Kindern in verschiedenen Ländern der Erde, wobei die Auswahl eher zufällig von den Interessen und Kenntnissen der ReferentInnen abhing.

Methodisch gab es eine Änderung zu den vergangenen Jahren: das Basteln – das früher an den Nachmittagen stattfand und der Gesamthematik des Kinderprogramms zugeordnet war – bezog sich diesmal auf die jeweils besprochene Tages-Thematik und war bei den jeweiligen Einheiten integriert, ein Versuch, der sehr gelungen war und beibehalten werden sollte.

Den Einstieg bildeten am Donnerstagvormittag ein Quiz und ein Puzzle zu Europa, bei dem die Kinder auch ihre Urlaubserfahrungen einbringen konnten. Das Lied „Zusammen sind wir kariert“, das beim „Geselligen Abend“ vorgetragen wurde, deutete auf kindgemäße Weise schon die Unsinnigkeit von Nationalismen an. Ein anderes Lied „Europa Kinderland“ begleitete uns bis Sonntag in die „Stunde der Gemeinschaft“.

In der ersten Ländereinheit beschäftigten wir uns mit Kindern in Israel. Vorrangig ging es dabei um das Aufwachsen von jüdischen

Kindern (z. B. in einem Film, der Beschneidungsfeier und Bar-Mizwa bzw. Bat Mizwa zeigte), aber auch um muslimische und christliche Kinder arabischer Herkunft. Interessant war dabei die Beobachtung, daß die Kinder aus Kindergarten, Schule und Nachbarschaft zwar eine Menge über muslimische Lebensformen wußten, Kenntnisse über das Judentum aber kaum vorhanden waren.

Beim Teil über die Türkei löste vor allem die ungleiche Behandlung von Jungen und Mädchen nicht nur Interesse, sondern auch Widerspruch aus. Die Zustimmung aller fand dann wieder das Basteln eines türkischen „Hampelmannes“.

Am beeindruckendsten an der Einheit über

DAS KINDERPROGRAMM

Eine Brücke bauen zu den Kindern der Welt

Der Beitrag der Kinder zum geselligen Abend mit dem Lied „Zusammen sind wir kariert“.



Indien war für die Kinder das Schreibenlernen von Hindi. Das Basteln von Tempellichtern und deren religiöse Bedeutung zeigte zum Einen etwas über den Glauben der Hindus, zum Anderen aber auch über die Vergleichbarkeit einiger Symbole in verschiedenen Religionen.

Südamerika wurde mit der Geschichte von Ana aus der Miserior-Fastenaktion vorgestellt. Die geknüpften Freundschaftsbänder wurden dann in der Folgezeit auch eifrig getauscht.

Bei Nordamerika waren natürlich die Indianer das Thema, dies aber nicht verklärend, sondern auch mit kritischem Blick auf die

Situation der Indianer in Reservaten und in den Städten. Zum Abschluß dieses Teils wurden dann indianische Ketten gebastelt.

Neben diesen inhaltlichen Angeboten fanden natürlich auch wieder die bewährten Programme statt, wie Spiele auf der Wiese und ein Ausflug am Sonntag. Letzterer war wohl von der Strecke etwas zu weit geraten, was zur Folge hatte, daß die Kinder fröhlich, aber ziemlich abgekämpft nach Hause kamen (nicht unbedingt zum Leidwesen der Eltern, die schon um den ausreichenden Schlaf ihrer Kinder fürchteten...).

Danke an alle MitstreiterInnen im Kinderprogramm. **Monika Wienhold-Quecke**

Es gibt im Gemen-Programm seit vielen Jahren traditionelle Plätze, die für kulturelle Veranstaltungen reserviert sind und dies nicht im Sinne eines schmückenden Rahmens, sondern vielmehr als wichtige Ergänzung zu allen politische, historische oder theologische Aspekte beinhaltenden Vorträgen und Diskussionen.

In diesem Jahr fielen unter diese „Rubrik“ drei Veranstaltungen, die hier besprochen sein sollen: der literarische Abend am Donnerstag unter dem Titel „*Danziger Verse – Strofy Gdanskie*“, am Sonntagvormittag die „*Stunde der Gemeinschaft: „Brücken bauen zwischen den Völkern“*“ und schließlich die letzte Veranstaltung des Gementreffens am Sonntagabend, ein Lichtbildervortrag über den *Bernstein – Gold des Nordens*. Drei sehr unterschiedliche Pole aus dem „Bereich“ Kultur.

Der Donnerstagabend, traditionell als literarischer Abend gestaltet, an dem ein Dichterporträt, ausgewählte Texte zu einem besonderen Thema, oder auch ein einzelnes Werk skizziert vorgestellt werden, dies hat für viele Teilnehmer schon einen besonderen Reiz.

In diesem Jahr stand für den Titel eine Anthologie Pate, die – wie im ersten *adalbertusforum* berichtet – 1992 in Danzig erschienen ist und die in der Redaktion von Boleslaw Fac deutsche und polnische Texte aus dem 15.–20. Jahrhundert über die Stadt Danzig exemplarisch in deutscher und polnischer Sprache, teilweise auch nur in Ausschnitten, vorstellt. Diese Sammlung war für Ingrid Neudeck und Claudia Gawrich, die diesen Abend vorbereitet hatten, gleichermaßen die erste – jedoch nicht die einzige – Quelle Ihrer Beschäftigung mit dem Thema. Die Auswahl gelang ihnen mit literarischem Sachverstand und viel Gespür für die rechte Mischung von Heiterem und Besinnlichem, von ernsthaften, historischen und für die beiden Nationen charakteristischen Texten. Ihre Kommentatorenrolle zwischen den einzelnen Beiträgen hatten sie nach historischen Gesichtspunkten aufgeteilt: Ingrid Neudeck kommentierte die ausgewählten Texte aus und über Danzig vom Mittelalter bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Claudia Gawrich die aus der Kriegszeit und der Zeit nach 1945 bis heute.

Von den ca. 15 Texten, die an diesem Abend

von einer Gruppe aus dem Teilnehmerkreis der Tagung – teilweise auch in beiden Sprachen – vorgetragen wurden, bleiben manche sehr eindrucksvoll im Gedächtnis: das alte Loblied auf die Stadt aus dem Jahre 1643, da im übrigen Gebiet der deutschen Lande noch der 30jährige Krieg tobt und Johannes Klein, als Gelehrter mit dem Pseudonym Salicetus, Danzig als „Prinzessin aller Plätze“ preist; oder auch das Widmungsgedicht des für die deutsche Literatur so wichtig gewordenen

Kulturelle Veranstaltungen

Martin Opitz an den polnischen König von 1637, gedichtet aus Anlaß der Feierlichkeiten, die auch Danzig im Rahmen der königlichen Hochzeit abhielt; schließlich auch ein Textbeispiel aus dem Hauptwerk des wohl berühmtesten polnischen Dichters Adam



Mickiewicz, der in seinem „Pan Tadeusz“ zu einer Zeit, da Polen auf der Landkarte Europas nicht mehr existierte, die Hoffnung auf die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität – und auch auf die Wiedergewinnung Danzigs – bei einer abendlichen Runde nach einer Jagd als Toast mit Danziger Lachs ausbringen läßt: „*Hoch lebe, hoch! Danzig, die Stadt, die einst unser; unser auch bald wieder sein wird!*“ Heiter schloß der erste Teil mit einem alten Bankenlied aus dem Artushof, 1897 notiert vom Stadtrat Ackermann – es war schon eine Kunst das „*Valleri valleri, valleri valleri,...*“, mit dem jede der 8 Strophen als Refrain endete, vergnüglich zu recitieren.

Nicht minder eindrucksvoll waren dann auch manche Gedichte und Textausschnitte des 20. Jahrhunderts: das *Lied des Schutzhafthofers Stuthof*, geschrieben von Erich Rössler, eine Passage aus der Blechtrommel von Günther Grass, ein reimloses Gedicht von Bozena Ptak, das die Streiksituation im August 1980 spiegelt.

Unter anderem in beiden Sprachen wurde das Gedicht Czeslaw Milosz' vorgetragen, aus dem ein Ausschnitt auf die Platte des Drei-Kreuze-Denkmal vor der Danziger Werft graviert worden ist, ein Ausschnitt, der jene, die Unrecht verüben, mahnen soll:

„*Der du dem einfachen Menschen Unrecht Getan hast und darüber noch lachtest, ... Sei nicht so sicher. Der Dichter merkt es. Du kannst ihn töten – ein neuer folgt ihm. Reden und Taten werden verzeichnet. ...*“

Schließlich erklangen polnische und deutsche Gedichte, die Erinnerungen an und in Danzig beschreiben, was bleibt und auch was vergangen ist: Texte u. a. von Günther Grass, Boleslaw Fac und Hans Georg Siegler.

Der in der Zusammenstellung der Texte schon „runde“ Abend erhielt einen besonders wertvollen Rahmen durch die Mitwirkung der Pianistin Ewa Januszajtis. Als Gast war sie in der Begleitung ihres Mannes aus Danzig nach Gemen angereist und doch gleich bereit, an der Gestaltung dieses



„*Stunde der Gemeinschaft: Brücken bauen zwischen den Völkern*“ mitwirkende Kinder mit Viola Nitschke.

Die Danziger Pianistin Ewa Januszajtis am literarischen Abend.

Abends mitzuwirken, in dem sie einige Walzer Frederic Chopins und Kostproben aus den Klaviermusiksammlungen Robert Schumanns in den Pausen zwischen den einzelnen Teilen musizierte. Ihr brillantes Spiel brachte uns nicht nur die Musik nahe – als eine verbindende Sprache zwischen den Völkern – sondern gab uns auch Gelegenheit, die Texte noch einmal in Gedanken Revue passieren zu lassen.

Verbindungen zwischen den Völkern zu schaffen, Brücken zueinander zu bauen, dies war auch das Thema für die *Stunde der Gemeinschaft* am Sonntagvormittag. Diese Stunde soll nach gutem Brauch die Generationen miteinander verbinden, Freude bringen und auch Wissenswertes aufzeigen. Kein ganz leichtes „Programm“ für etwa eineinhalb Stunden. In diesem Jahr sollte das in einem Spiel gelingen, das von Wolfgang und Viola Nitschke vorbereitet worden war. Vier Mannschaften, gebildet aus jeweils einem Kind, einem jungen und einem alten Erwachsenen – dabei auch einige unserer Gäste aus Polen – traten in einem auch für alle Zuschauer spannenden Wettstreit gegeneinander an. Zu den Stichworten Völker, Gemen, Danzig, Geschichte, Kultur, Brücken und A–Z, erwartete sie ein bunter Bogen von je 6 leichten und schweren Fragestellungen, die mit Hilfe von Geschick, manchem Dia, Live-Vorträgen aus Texten, Gesang und Pantomime zu lösen waren.

Der Bogen der zu erratenden Ereignisse, Begriffe etc. war dabei gespannt: von der neuen Universität in Frankfurt/Oder, der sog. „Brückenuniversität“, über das Thema des 20. Gementreffens „Gemeinsam Brücken bauen“, die Ostverträge der 70er Jahre, die von Christo verpackte Pont Neuf in Paris, das Treffen russischer und amerikanischer Astronauten im All bis hin zur „Kommandobrücke“. Und dabei hätte sich noch viel mehr benennen lassen, das als eine „Brücke“ zwischen den Völkern schon gebaut ist und trägt, oder noch entstehen könnte und sich in dieses Spiel hätte einfügen lassen. Die bunte Mischung des Vormittags hatte wohl für jeden des großen bunten Kreises der Gemen-Teilnehmer etwas zu bieten.

Kultureller Schlußpunkt des Gementreffens war Winfried Derows Lichtbildervortrag zum Bernstein. Er präsentierte uns das Gold des Nordens in seiner ganzen Pracht und Vielfalt. Vom uralten Grabesfund, alten Schmuckstücken und Perlen, über die kunstvollen Schnitz- und Intarsienarbeiten, Hausaltären, Trinkhörner und kleine Truhen vom 17. Jahrhundert an, bis zu modernem Bernsteinschmuck. Vieles davon war in Danzig entstanden. Die Dias zeigten aber auch Sammlungsstücke aus Museen und Privatsammlungen. Einige Bemerkungen zur Entstehung und zu den verschiedenen Farben und Fundorten des Bernsteins rundeten den Vortrag ab.

Kulturelle Veranstaltungen in Gemen fördern in diesem Jahr auf zum Hören, Schauen und Spielen. Sie waren wieder auch getragen von vielen Mitwirkenden nach der Vorbereitung durch einzelne. Sie sind – denke ich – Programmelemente, deren Wert wir nicht hoch genug einschätzen können.

Viola Nitschke



DAS JUGENDPROGRAMM

Klein aber fein

Wir leben in einer bedrohten Gegenwart. Keiner weiß, was uns die Zukunft bringen wird, was an Liebgewonnenem verloren geht, welche neuen Perspektiven sich eröffnen mögens. Für junge Menschen, die den größeren Teil ihres Lebens noch vor sich haben, ist die Frage nach dem, was auf uns zukommt und wie es zu gestalten sein mag, umso bedrückender. Für das Jugendprogramm hätte das diesjährige Gemenmotto also eigentlich andersherum formuliert werden können: *Zukunft Gestalten – Erinnerung Bewahren*.

Im nachhinein betrachtet, wurde das Programm deswegen so intensiv, weil es genau dieser Akzentsetzung gefolgt ist. Als Einstieg versuchte Verena Großmann – die mittlerweile bewährte Leiterin des Gemener Jugendprogramms – mit der kleinen Gruppe, die sich am Donnerstag zusammenfand, einen Blick auf unsere Gegenwart zu werfen. In Form von Plakaten wurden nicht nur die politischen Ereignisse unserer Zeit festgehalten, sondern auch Persönliches aus dem Leben der TeilnehmerInnen und dem Gemenkontext (z. B. der einundachtzigste Geburtstag von Pfarrer Goedeke). Dies geschah in der Form des Brainstorming, so daß das zutage trat und dokumentiert wurde, was die Jugendlichen bewegte. In ähnlicher Weise arbeitete man sich nun in die Vergangenheit vor bis hin zu den Ereignissen vor 50 Jahren, die die Erde in Atem hielten. Auch wenn die Referentin hier etwas nachhelfen mußte, wurden doch die Bezüge deutlich zwischen heute und damals: Krieg auf dem Balkan – Krieg in Europa / Atomwaffentests im Pazifik – die Bombe auf Hiroshima / Vernichtung von Volksgruppen in Ex-Jugoslawien – Völkermord an den Juden, um aus dem politischen Bereich Beispiele zu nennen.

Vieles aber ist bei allen Parallelen heute auch wieder ganz anders. Das wurde am Freitag deutlich, den Ruth Baroch gestaltete. Sie hatte das Buch von Wolfgang Kirchner zum Thema gemacht „*Wir durften nichts davon wissen*“. Es war nicht ganz leicht, hier zu einer lebendigen Diskussion zu kommen, weil der Wissensstand doch sehr unterschied-

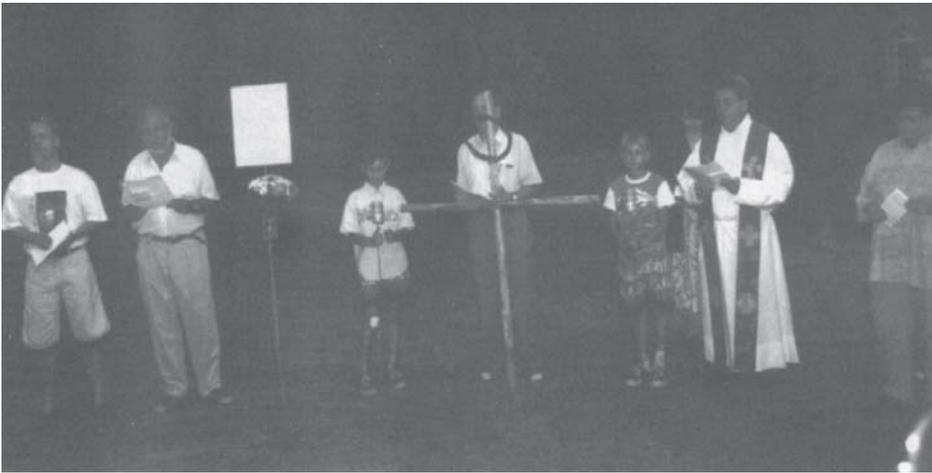
lich war; aber eines wurde allen deutlich: was es heißen kann, in einer Diktatur zu leben, in der es keine freie Meinungsäußerung gibt, in der Wissen sogar bestraft wird. Freilich stützt sich eine solche Ideologie in ihren Anfängen auf ein Verschließen der Augen vor unbequemen Wahrheiten, ein „*Wir wollten nichts davon wissen*“. Wie es mit dem Wissen-Wollen – wo es doch möglich wäre – heute bei uns steht, das war die Frage, die im Raum blieb.

Gegen eine etwaige Verdrängung wurde im Anschluß daran der Film „Schindlers Liste“ gezeigt. Es ist erstaunlich, wieviel mehr ein solches Medium und eine mit Spannung erzählte Geschichte im Vergleich zu einem Referat an Betroffenheit aufkommen läßt. Die Ambivalenz zwischen rauschenden Festen und willkürlichem Morden, Selbstgefälligkeit und Heldentum, Befreiung angesichts vielfacher Vernichtung, die in dem Film hervorragend herausgearbeitet ist, verstärkte noch die Betroffenheit.

Dies ist gewiß der Grund, weshalb die Auswertung am Samstag eine solche Dichte gewann. Und zwar wurde nicht einfach diskutiert und zerredet, sondern jeder konnte auf einem Plakat ein Statement, einen Gedanken, eine Frage formulieren, auf die die anderen – ebenfalls schriftlich – eingehen konnten. Zwei geschlagene Stunden lief so das „Gespräch“, ohne das ein Wort gesprochen wurde. Es bewegte sich schnell vom eigentlichen Film weg hin zu der Frage, wie human denn unsere Gegenwart ist, was wir für unsere Zukunft erwarten. So schloß sich der Kreis.

Verena Großmann brachte am Ende dann noch die konkrete Frage ein in bezug auf die Zukunft der Adalbertus-Jugend, auf Themen und Maßnahmen, die interessant sein könnten. Hier herrschte freilich eher Ratlosigkeit, nicht zuletzt weil sich in der kleinen Gruppe kaum eine Eigendynamik entwickeln konnte. Das ist wohl auch der Wermutstropfen, der zurückbleibt, trotz des hervorragenden inhaltlichen Programms: die wenigen TeilnehmerInnen. Aber betrachten wir es lieber von der anderen Seite: Es war gut, daß es für die Altersgruppe der bis zu 20jährigen ein eigenes wertvolles Programm gab. Vielleicht läßt sich ja auch der eine oder die andere zum 50. Gementreffen locken.

Adalbert Ordowski



*Kreuzweg-Prozession
um die Burg Gemen.*

Zum Lobe Gottes

Auch das 49. Gementreffen wurde wieder besonders geprägt von den Gottesdiensten, die – wie stets in Gemen – täglich unterschiedlich gestaltet waren und die Thematik der Tagung in verschiedenartiger Weise aufgriffen.

Im Eröffnungsgottesdienst am Donnerstag, 13. Juli, dem Tag der Heiligen Heinrich und Kunigunde, stellte Pfarrer Goedeke in seiner Predigt die Ambivalenz im Leben des 1024 gestorbenen Kaisers Heinrich heraus, der einerseits als Förderer von Reich und Kirche gepriesen, andererseits wegen seines jahrelangen Krieges mit dem Nachbarvolk Polen oft gescholten wird. Zugleich stand diese Eucharistiefeier auch im Zeichen der Danksagung am 81. Geburtstag des Zelebranten.

Am Freitagmorgen feierten wir mit Pfarrer Magino einen Familiengottesdienst unter dem Motto: „Laßt uns Brücken bauen aus Vertrauen“. In einem Spiel wurde versucht, zu verdeutlichen, daß man sich in grenzenlosem Vertrauen den tragenden Armen anderer überlassen darf.

Verabschiedung der polnischen Gäste aus Danzig



Höhepunkte der Gottesdienste war diesmal am Samstagabend ein Kreuzweggottesdienst mit Prozession um die Burg Gemen zum Gedenken an die Opfer von Krieg, Gewalt und Vertreibung im 20. Jahrhundert. Subtil ausgewähltes Bildmaterial, Meditationstexte unseres Papstes Johannes Paul II., sowie von Pfarrer Paul Magino „hautnah“ frei formulierte Gebete ergaben ein betroffen machendes Gesamtkonzept, daß Deutsche und Polen zu einer Gebetsgemeinschaft in den schweren Anliegen unseres Jahrhunderts zusammenwachsen ließ. Als dieser Abendgottesdienst nach der letzten Kreuzwegstation „Auferstehung“ in der Kapelle mit dem Kanon „Dona nobis pacem“ schloß, wurden in diesen von Deutschen und Polen gemeinsam in der 2000 Jahre alten Sprache der Kirche gesungenen Ruf nach Frieden insbesondere auch alle jene eingeschlossen, die heute auf dem Balkan Krieg, Gewalt und Vertreibung erleiden.

Am Sonntag feierten wir dann wieder – schon traditionsgemäß – gemeinsam mit der Gemener Gemeinde in deren Pfarrkirche das hl. Opfer; Pfarrer Johannes Goedeke zelebrierte und deutete uns das „Evangelium der Nächstenliebe“ vom „barmherzigen Samariter“. Und damit mit dem Wort auch die barmherzige Tat einhergeht, wurde in den Gottesdiensten des Samstags und Sonntags wieder für den Bau der Dorotheenkirche in Danzig-Nenkau kollektiert: über 1.100 DM konnten auf das Konto des Kirchbauvereins überwiesen werden.

Dorotheenkirche in Danzig-Nenkau

Am 25. Juli 1995, am 601. Todestag der hl. Dorothea von Montau, wurde in Danzig-Nenkau vom Erzbischof von Danzig, Dr. Tadeusz Gocłowski, der Grundstein in der inzwischen seit Weihnachten 1994 in Benutzung genommenen Unterkirche eingesetzt und zugleich dieser Gottesdienstraum benediziert. Es war eine großartige Feier in der überfüllten Unterkirche, als der Erzbischof die Schriftrolle mit der Urkunde in einem Wandfach verschloß, auf dem drei Ziegelbrocken symbolisch den Grundstein bildeten: von der Kirche in Montau, der Marienkirche in Danzig und dem Dom in Marienwerder, also von der Kirche ihrer Taufe, ihres Lebens und ihres Todes. In seiner Predigt sprach der Erzbischof über die großen mit Danzig verbundenen heiligen Frauen, die hl. Katharina, hl. Brigitta, hl. Dorothea, insbesondere auch als Sendboten des Friedens. Es sei aus diesem Anlaß noch einmal dazu aufgerufen, diesen Kirchbau als ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung von Deutschen und Polen, von ehemaligen und heutigen Bewohnern Danzigs, zu fördern. Bitte spenden Sie für den Kirchbauverein und treten Sie diesem bei. Ein Überweisungsformular liegt diesem *adalbertusforum* bei.

**Konto-Nr. 1856640, Deutsche Bank AG,
Filiale München, Bankleitzahl 700 700 10**

Veranstaltungen im 4. Quartal 1995

Bildungstreffen

- | | |
|----------------------------|---------------------|
| 12. November | Braunschweig |
| (Terminänderung beachten!) | |
| 26. November | München |
| 03. Dezember | Düsseldorf |

2. Arbeitstagung

- 2./3. Dezember **Düsseldorf**

Termine in Kreisau

1.–5. 11. 1995 – Schnupperkurs Polnisch
Die Teilnehmer sollen in die Lage versetzt werden, Alltagssituationen in polnischer Sprache zu bewältigen.

Teilnehmerzahl: 30

Teilnehmerbeitrag: 120,- DM

In Kreisau kann man das PROGRAMM 1996 anfordern bei:

**Internationale Jugendbegegnungsstätte
Kreisau**

z. Hd. Herrn Stephan Erb
PL-58-112 Grodziszczce, Krzyzowa 7
Tel./Fax: 004874/522982

**50. GEMENTREFFEN
vom 3. bis 8. Juli 1996**